Versunkenes

Erinnerungen an Alt-Livland
und Alt-Rußland

von

Helene Hoerschelmann



Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn
1926

Copyright 1926 by Eugen Salzer in Heilbronn

Einbandentwurf von Karl Weber

Holzinger & Co., Stuttgart

Meinen Geſchwiſtern

Aus dem Kinderlande

I

Unſere Strandſommer

Ja, das war um die Zeit, da der Flieder eben verblühte und ſein Duft ſchon etwas bittermandelartiges bekam; da der Jasmin dicke weiße Knoſpen zeigte, da die Straßen ſchon anfingen ſtaubig zu werden; da die Sonne ſchon etwas ſtach; da alle Freunde und Nachbarskinder immer öfter von Tannenduft und Föhrenwäldern, von Dünen und Waldgeruch, von Rundreiſebilletts und Schiffahrt ſprachen.

Um die Zeit war es, da ſich an einem wolkenloſen, klar blauen, ſonnenſtrahlenden Frühſommervormittage zwiſchen 11 und 12 viele Familien unſerer lieben alten Stadt auf dem kleinen dunklen Bahnhof zuſammenfanden; zufällig oder verabredet, mannsſtark oder in vornehmer Zwei- oder Dreizahl; mit Bergen von Handgepäck oder bloß zwei zierlichen Lederkoffern und Holzkartons, alle aber fieberhaft eilig, freudeglänzend, meer-, wald- und wieſendurſtig, ſtadtkrank. Die Familienväter mit einem leiſen Schimmer von Gereiztheit und zwei kleinen Schweißtröpfchen auf erhitzter Stirn, denn ſie hatten die Verantwortung für den ganzen Auszug der Kinder Iſrael. Die Mamas, abwechſelnd Zopfbänder feſter bindend, Verbote wegen der „entſetzlichen Hitze alles auszuziehen zu dürfen" erteilend und die Häupter ihrer Schar zählend. Die Kinder in nicht zu ſchildernder Aufregung, über alles und jedes.

Es war aber auch was Himmlisches, und jetzt noch dehnt sich mein Herz in lachendem Behagen, wenn ich an unsere Strandreisen denke. Denn, an den Strand ging's Jahr um Jahr. Erst hinauf bis an die betreffende kleine Station. Dann kam die schönste aller Postwagenfahrten durch die Nacht oder in den frühen Morgen hinein. Schon die Eisenbahnfahrt war die reinste Sommerfreude. Was störten uns die harten Bänke der dritten Klasse, hereinflutende Sonnengluten und Staubwolken, Gerüttel und Gedränge. An den Strand, an den Strand! Meist gemeinsam mit ebenso fröhlichen, ebenso waldsehnsüchtigen alten, jungen und kleinen Freunden, alle voll heiterer sonniger Träume von Wellen und Sonnenbad, von Hängematten, Waldsiesta und Barfußlaufen; von Goetheleseu und Krocketspielen; von Segelfahrten und Quartettsingen; von Pilzpartien und Picknicke. Von einer ganzen Flut wundervoller, duftender und stärkender Erlebnisse.

Dazwischen hatte auch wohl ein großer Freundeskreis einen ganzen Waggon bestellt, dann sang man während der Fahrt gemeinsam die schönsten vierstimmigen Sommerlieder von „‚Da bleibe wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus" an, bis zu „O Täler weit o Höhen" und „Wer hat dich du schöner Wald", damit fing allmählich in allen müden, von Schule und Beruf, Sorge und Nörgeleien erschlafften Seelen und Köpfen an, sich was Neues zu regen und zu klingen, langsam sehnsüchtig die schlafenden Flügel zu regen; die Augen fingen an heller zu leuchten, die Kinder in die Hände zu klatschen,

die Großen sich verstohlen zuzunicken mit einem seltsamen Schimmer im Auge, als spiegelten sich Waldesgrün und Wellenblinken schon in ihnen!

Diese ahnungsvolle Stimmung wurde aber bald durch das Öffnen der Speisekörbe abgelöst. Auch ein köstlicher Moment! Ach die Berge von kalten Koteletten, harten Eiern, Schinken und Wurstbutterbroten! Ganz andere Kotelette, harte Eier, Schinken und Wurstbutterbrote als wir sie sonst je gegessen, lauter Strandbutterbrote, unerschöpflich, unstillbar verlangt, glückstrahlend verspeist, um dann mit wahrem Feuereifer in der equilibristischen Leistung der zusammengeknüllten Papierballen mit den Eierschalen und Brotresten in die vorbeisausende Luft zu enden. Endlich — gegen Abend ein kühleres Lüftchen von draußen, ein kleines Verstummen der freudeerregten Kindergemüter, noch ein Weilchen und da lag schon lockend die allen so vertraute Poststation vor uns. Heraus, heraus! Nachgeschleuderte Kollis lachend grüßend, nickend, nachgerufene Abschiedsworte weiterreisender Freunde, überall ein liebes, heiteres Grüßen: „Auf Wiedersehen", „Frohe Wochen", „Glückliche Reise", „Wundervolle Ferien" weiter sauste der Zug mit wehenden Taschentüchern, winkenden Händen und Hüten.

Unterdessen hatte Papa schon alles für uns besorgt und stets winkten uns zwei gleich köstliche Möglichkeiten. Kamen wir früh an, so stand uns das Wundervolle bevor, ein großes „furchtbar amüsantes Abendessen" auf der Poststation zu haben, und dann, o Herrlichkeit, in die warme Sommermondnacht hineinzufah-

ren. Oder aber waren wir mal später angekommen, so durften wir das reizvollste Übernachten auf einer dieser ganz altfränkischen Posthöfe erleben und am sonnengoldenen Morgen mitten in die Wälder und Felder hineinfahren. So taufrisch und smaragdgrün aber Wiesen und Auen auch winkten, so ereignisvoll das Erleben der ersten Kühe und Schafe, der ersten grünseiden wehenden Kornfelder, der ersten Bauernhäuser und Dörfer auch war, nichts hat sich mir so tief eingeprägt als die kühlen Mondfahrten ins dunkelnde Land hinein. Nur wer solche sommerliche Nachtfahrten mit Postglocken durch die schweigenden Wälder erlebt, dem erzittert eine Saite im Innern, wenn er einmal wieder das alte Lied liest:

Das Herz mir im Leib entbrannte,
da hab ich mir heimlich gedacht,
o wer da mitreisen könnte
in der prächtigen Sommernacht!

Denn reinste Eichendorff-Poesie lag über dieser Fahrt. Der große breite Vierspänner, drei oder vier von uns auf schaukelndem Heu sitzend, Augen und Kopf vom Tages Hast und Hitze etwas müde, die Brust innerlich schwellend von seltsam traumhafter Erwartung — als ob sich innen langsam alles weitete.

Und nun zogen die Pferde an. Kennt ihr die alten Postglocken, den unsagbaren Reiz, den sie auslösen? Ist vielleicht unbewußt alles Glück und alles Weh drin, das kommende und verklingende Postglocken uns im Leben gebracht, ist es einfach der träumerische Klang in stiller Nacht? Aber ich meine, in ihrem leise schläf-

rigen Läuten liegt ein ganzes Stück Jugend und alte Zeit.

Ja — nun die ersten Atemzüge der Scholle — feuchte, warme Erde, junges Laub — etwas nachtnebelkräftiger Feldgeruch — o wie die Brust sich dehnt. Da unten am Flüßchen steigt der Nebel stärker, silberweiß, fegende Schleier — hu, man fröstelt etwas — Kling ling ling weiter, weiter; eine Rohrdommel krächzt von fern aus dem Sumpf — horch, ist das die Nachtigall? Nein, eine Spottdrossel, aber so süß und weich, die Freche! Weiter, Kinder, der Heuduft, der erste! Tief und tiefer atmet man, immer dunkler wird's ringsum, doch erkennt man alles noch deutlich, auch fließt das Mondlicht immer weißer über Wege und Wiesen, die Hunde schlagen an — ein schlafendes Dorf — der alte Ziehbrunnen — jetzt ein Krug, ein rechter alter Krug, angehalten! Unser Postillion kriegt eine Wegzehrung. Schläfrig schütteln die Pferde die Köpfe, eine oder die andere Glocke läutet verloren — und tiefe samtweiche, wundersame Stille legt sich wie ein liebkosender Schleier. Nun wieder weiter, ein Lüftchen fängt an sich zu regen, erst kaum merklich, unbeachtet —, dann aber heben wir plötzlich die Köpfe und schnuppern. Es riecht ganz neu, ganz anders. Es prickelt so herb in der Nase, ja — und wahrhaftig etwas salzig. Eine fast körperliche Aufregung bemächtigt sich unser. Keiner sitzt ruhig. Man beugt sich vor, man guckt nach vorn, seitwärts, immer mehr geht die neue Luft ins Blut, und da — auf einmal, ganz am Rande rechts über den Bäumen, da schimmert es trotz der Dunkel-

heit silberweiß, ein feiner Streif nur, und wie wir näher und näher fahren, ein vertrauter, uns durch alle Adern dringender Ton, ein Rauschen — stärker, schwächer — das Meer, das Meer, das Meer! Durch unsere ganze Wagenreihe jubelt einer es dem andern zu, die Schläfrigen werden wach, die Nachdenklichen fahren auf — etwas, das man nur fühlen, nur jauchzen, nur schluchzen kann, ergreift alle.

Erst wie die Wagen mitten im Tannenwalde vor dem kleinen Holzhause anhalten, nimmt der Augenblick wieder sein Recht. Alles springt heraus und dann einige Stunden fieberhafter Tätigkeit, notdürftiges Auspacken, Betten machen, Auskleiden, Einschlafen, alles in Windeseile, denn morgen, morgen . . .

Das Aufwachen! Dies erste Aufwachen am Strande von Herdengebrüll, Hirtenflöte und Wellenrauschen geweckt, wer kann es beschreiben. Und dann heraus in die Kleider, die mit dicker gelblicher Sahnenkruste bedeckte warme Milch herunter, ins frische Schwarzbrot mit der dunkelgelben, eben geschlagenen Maibutter gebissen und hinunter, hinunter an den Strand! Weit die Arme ausgebreitet, als hätte man die Vermessenheit, es umfassen zu wollen das heilige, unendliche, unergründliche, ruhelose. Ich sage es getrost, daß es für den armen, eingesperrten, mürben, zersplitterten Menschen im ganzen Jahr keinen Augenblick gibt so feierlich und doch so alles zersprengend, als wenn er das Meer zum erstenmal wieder begrüßt. Geht es nur uns Küstenleuten so? Ist es das geheimnisvolle Elementarband zwischen zwei in tiefster Seele verwandten

Naturwesen, aber dies selige Wiedererkennen, wenn man wieder die ersten glasklaren Wellen auf sich zurollen sieht, das fühlt man nie sonst. Und mit diesem wundervollen Wiederfinden legt man sich in den heißen weißen Sand, ringsum schwarzer Seetang und rosa Muscheln. Und da sind ja auch die geliebten Quarzsteine, klare weiße und gelbe und die ganz flachen atlasglatten dunkelbraunen!

Endlich wird die Sonne heiß und heißer der schimmernde Sand und das schimmernde Meer blenden die allzu durstig trinkenden Augen, und glücks- und sonnentrunken laufen wir über das steinige Ufergeröll und die Dünen nach den streng duftenden Föhren, den kleinen sich tief unter Tannenzweigen dahin schlängelnden Fußweg bis an unser Haus, das ganz plötzlich mitten aus tiefstem Waldesdickicht auftaucht. Ein einfaches Bauernhaus, aber mit großer, langgestreckter Veranda in den Wald hinein und die kleinen Zimmer in ihrer dämmrigen Niedrigkeit und Enge so heimlich, weiße Bretterdecken und Dielen, die Wände von groben Balken mit Moos verstopft, im Hause alles in vollster Tätigkeit mit Auspacken und Einrichten. Hier stopft einer Heuberge in die Bettsäcke; da auf dem Rasen steht schon die ganze Galerie der lieben alten Holzböcke, mit den märchenhaft unbequemen Bettrahmen darauf; da nagelt einer dunkle Kattungardinen an die kleinen Fensterchen; da werden endlose Nägel in die Bretterwände geschlagen; und „der Spiegel" des Hauses! Hier wieder Planken in aufrecht stehende leere Holzkisten gefügt, dann alles mit rosa Kattun hübsch verkleidet und

die reizvollste Strandkommode ist fertig. Da in der Ecke hängt einer eifrig die frisch gebügelten Röcke und die weißen Johannitagkleider in den Strandschrank: das bedeutete eine lange Reihe angenagelter leerer Röllchen, über die ein keuscher weißer Bettvorhang an Ösen hängt. Ein atemloses eifriges, frohes Getummel.

Vor dem Hause aber geht der Strandpapa auf und ab, der wundervollste typischste Strandpapa, den man sich denken kann. In einem schon historischen weißen Leinenanzug, dessen Dimensionen in den letzten Jahren bereits sich bedenklich verkürzt haben, gestickten Strandpantoffeln und einer riesigen weißen Leinenstrandmütze auf den überall hervorquellenden Locken. Jeder Zug Strandbewußtsein mit Augen, Ohren, Mund und allen Sinnen Strandluft atmend: „Kinder, atmet, atmet!"

Immer war das am ersten Morgen, wenn wir herauskamen, das erste, was er uns zurief, mit einem ganz von innen heraus leuchtenden Blick auf Wald und Meer und seinem geliebten weißen Leinenrock.

Alles hatte für ihn, für uns seinen besonderen Reiz, sei es was es auch sei. Das Strohdach unseres Hauses, die in der Nacht knisternden Heusäcke; die braune Tonschale mit dem großen schneeweißen Holzlöffel für die glasklare Sauermilch; der große Krug schaumig warmer Abendmilch, und dann alle Strandspeisen! Nein, der Jubelschrei über die ersten Steinbutten, das abendliche Krebsessen, mit den jedesmaligen Geschwisterkämpfen um ein gestohlenes, im Schweiße des Angesichts präpariertes zwanzigschwänziges Krebsbutterbrot; gar

nicht zu reden von den ersten „Weiblein“ mit den ersten Walderdbeeren, den brennend roten, brennend duftenden; und dann im Juli, welch eine Überraschung, wenn man die Nase gierig in den dunklen Beerentopf steckte und einem anstatt dessen der erste Himbeerduft entgegenquoll! Oder dunkelblaue, weißbereifte Heidelbeerperlen, die ersten blauen Schnuten im Jahr malend! Und diese ganz besondere, schaumig gelbe, eben geschlagene Strandbutter, die fast rosa klaren Eier und zuletzt die Lachse! Wie Papa einmal mit stolz geblähten Nasenflügeln auf die Veranda kommt: „Mutting, da ist ein Mann, der hat ein wüstes Ding von einem Lachs gebracht, der Kerl wiegt wohl seine fünfzehn Kilo und ist rosa wie eine Koralle, ob wir ihn nicht zum Einsalzen nehmen?“

Aber der Höhepunkt des Tages war doch das Baden! Nein, diese jetzt noch aufregende Fülle von Badeerinnerungen! Sechs junge Schwestern nebeneinander aufgereiht mit unseren Bademänteln und Hauben, stiebelten wir morgens an den Strand herunter, wo Freundinnen, Mütter und Tanten, „alle Mädchen vom Strande“ sich schon auskleideten oder auch eben gelaufen kamen oder auch schon jauchzend plätscherten. Das Sichwälzen in silberklarem kaltem Naß an brütend heißen stillen Tagen, wo dunstig und schwefelfarben die Metallflut nur leise atmend vor uns lag — oder aber sich an wirklichen Sturmtagen hineinwagen! Wir durften immer baden, auch bei Riesenwellen, denn allzu tief war es ja nie und zu wirklichen Wagnissen waren wir doch zu große Hasenfüße. Ach, wenn wir uns dann mit wollüstigem

Zittern, zwanzigmal zurücklaufend, laut aufkreischend hineingewagt in das graugrüne Getobe — noch unheimlicher unter dem dunkel verdeckten Wolkenhimmel, dem heulenden Sturm und dem gellen Möwengeschrei — und aufgereiht wie Wasservögel dicht nebeneinander hockend mit scheuem Gruselblick über die Schulter nach den kommenden Wellen schielend, die wir je nach ihrer Höhe und Schrecklichkeit „Ebbe und Flut" nannten. „Ebbe — Ebbe — Ebbe!" riefen wir dann uns selbst beruhigend und ausruhend, und ließen uns nur etwas vom spritzenden Schaum bespülen. „Jetzt kommen schon die Mittelwellen!" rief eine angstvolle Stimme weiter oben, und dann — — ein dunkler, schaumgekrönter, brüllender Glasberg wälzte sich langsam heran und „jetzt kommt Flut! jetzt kommt Flut!" krach, krach, krach! Weit über die ganze kauernde Mädchenschar hinweg fegte hohnvoll auflachend die zerschellende Riesenwoge! — —

Und allmählich fing nun ein reges, reizvolles, unendlich ungebundenes Hin und Her zwischen den verschiedenen Strandhäusern an. Verkehr konnte man's gar nicht nennen, das ist ein viel zu konventionelles Wort für das, was hier geschah. „Einladen" kam überhaupt nicht vor, außer zu den großen Sommerfesten — „Tante Berthas Geburtstag" und „Johanniabend"— und zu Mahlzeiten besuchte man sich auch eigentlich nie, die armen Strandmamas wollten auch ausruhen. Aber zusammen waren wir Kinder überall und immer, besonders natürlich abends. Gemeinsames köstliches Bad, gemeinsame Krocketpartien, auf einer ganz versteckten

kleinen Waldwiese, gemeinsames Spazierengehen, gemeinsames Nachmittagslesen, gemeinsames Quartettsingen. Aber alles ohne Zwang, ohne Feierlichkeit, ohne Muß. Wer nicht wollte, blieb daheim oder schlenderte allein in die Wälder. Man zog an, was man wollte, man tat und ließ, was man wollte. Aber welch ein frischer unverwelkter Strauß Erinnerungen aus alledem! Junge und Alte fanden sich in schönster, einfachster Herzensfreundschaft, wie sie so ursprünglich nur in Strandluft gedeiht. Hier reiften so viele erste Kinderfreundschaften, hier schlossen sich ernste Männer in Gedankenaustausch, wie er im Stadtgetriebe unmöglich war, aneinander, hier halfen und trösteten sich die Frauen, wenn's mal heiß herging. Hier trafen sich auch mal ein eben erblühendes Mägdlein und ein zum erstenmal verliebter Knabe Jahr für Jahr, und unter Wellenklingen und Föhrenrauschen und abendlicher Kahnfahrt, beim gemeinsamen Pflücken der ersten Nachtviolen blühte in ihnen ganz zart und ungeahnt ihre eigene Herzenswunderblume heran. Mal hatte ein junger Mädchenmund gerufen: „Nie habe ich noch ein wirkliches Leuchtwürmchen nachts glühen sehen!" Wenige Tage darauf schleicht die Junge sacht von einer Mondscheinfahrt in ihr Kämmerlein, da sieht sie rings um ihr Fenster und Türchen eine ganze kleine Märchenillumination glühen, als hätten Elfen sie ihr hingezaubert und viele, viele lebende Grünfunken winden sich um ihr Zimmerchen. Sie darf getrost die heiße Wangenröte fühlen, es sieht's ja niemand, und niemand ahnt, wer der Leuchtkäferritter gewesen. —

Zum Nachmittagslesen um vier Uhr versammelte sich wohl der halbe Strand. Mit Feldstühlen, Plaids, Handarbeiten bewaffnet zieht alles unter die großen Dünentannen. In der Mitte gruppieren sich einige Liegestühle für die Ehrwürdigsten und den Vorleser. Und dann zieht eine ganze Reihe großer Bücher auf, die die Alten mit genießenden Sinnen einsaugen, die an verträumter, verliebter, spazierhungriger Jugend so oft vorbeigerauscht — oder aber es mußte Shakespeare geben. Das waren dann Feste, wunderbarster aller „Sommernachtsträume" unter Waldesdunkel, Käfersummen und Lindenduft gesprochen und gelauscht!

Und dann die weiten vielstündigen Spaziergänge oft zu zwanzig und dreißig Personen. Vorbei über den Mühlensteg, bei der kleinen unter Jasmin und wilden Rosen vergrabenen Wassermühle „im kühlen Grunde" über Tannenhügel und stürzende Bäche, über ferne Triften und durch fremde Wälder, alles von tiefster nordischer Anmut herbe durchzogen.

Dann gab's Quartettsingen zu Wasser und zu Lande — nachts beim Mondschein, tags auf gemeinsamen Festen unter strahlendem Himmel. Nicht immer nur das obligate Volksliedersingen im Chor aller deutschen Sommerfrischler, unbekümmert um Stimmen und Stimmung, nein, schöne, klangreiche Soloquartette mit glockenhellen Sopranen und samtdunklen Alten, mit Musikseelen, die die Töne, die sie sangen, auch fühlten. „O Täler weit o Höhen", „Es stand ein Weiler", „O wunderbares tiefes Schweigen", „Es glänzt die laue Mondennacht", nie hörte ich diese un-

endlich süßen Waldlieder später wieder mehr so innig und beseelt singen!

Und dann — wenn die Nächte wärmer, das Mondlicht immer weißer und klarer wurde, kamen die Kahnfahrten!

O die Strandnächte unserer nordischen Heimat! Den ganzen Zauber schwarzer, schwüler Campagnanächte, die stumme Erhabenheit sternklarer Schweizerbergnächte gebe ich hin um sie! Das seltsam blauweiße, stille und magische Licht, das so weich auf Meer und Dünen liegt, die kohlschwarzen scharfen Mondschatten, die die Föhren gespenstig lang und lebendig warfen, und dann die schlafende, atmende See. Hell perlmutterfarben von flimmerndem Glanz kräuselnd ihr Haupt, berückend in ihrer erdentrückten Verträumtheit. Das waren die Nächte, in denen tausend Geheimnisse zu einem sprachen, Geheimnisse aus den Schatten des Waldes, aus den totenstillen mondbeschienenen Dünen, aus den großen hundertjährigen wellenbespülten Steinen, aus dem kaum hörbaren gurgelnden Anprallen der schwachen Brandung. Die Nächte, wo die Seele weit anschwoll und „ihre Flügel spannte" und die Grenze zwischen sichtbarem und unsichtbarem Sein oder Nichtsein auf einmal nur noch verschwommen schien, und einem mit leisem Rieseln die Empfindung überkam, als sei man selbst ein Fabelwesen, viel enger verwandt mit Dünen, Steinen und Wellen als mit Menschen. —

Das waren aber auch die Nächte, wo man auf verbotenen Wegen, von Papa längst zum prosaischsten

aller Julimondnachtziele, nämlich „Schlafengehen“ verbannt, einfach durchs Fensterchen sprang, herunter an den Strand lief — mit windschnellem Huschen —, wo man dann dort schon die gleich verdächtig leuchtenden Augen, wie nur verbotene Frucht sie erglimmen läßt, vorfand. Dann — ein leises Knirschen des Kiels im Sande, ein wunderbar reizvoll klingendes leises „Klatsch“ der Ruder und — hinaus in die Perlmutterherrlichkeit zu zweien, in seeligster Versunkenheit, oder auch eine ganze junge Ausreißerbande mit Kichern und Stoßen herein in das schaukelnde Fischerboot, hinaus in das silberne Wiegen und Wogen, anfangs noch mit kräftigen Ruderschlägen, mit Spritzen und Hineintauchen der heißen, nackten Arme in die samtweiche Kühle, mit Streiten und Kämpfen ums Rudern, mit leisem Aufkreischen, wenn's beim unruhigen Hin und Her arg schief ging, — dann immer stiller und stiller die Münder, Füße und Hände, immer stärker der Mond- und Meerzauber, immer langsamer die Ruderschläge und auf einmal ein Lied „Ich grü—ü—üße dich“, leise und weich wie aus der Stimmung schweigender Nacht herausgeboren, erklingt es vierstimmig wie eine zarte Hymne an Nacht und Meer, Mond, Liebe und Jugend! — — —

Weit, weit hallen unsere Lieder, eins nach dem anderen, mit sehnsüchtigem Vibrieren über das Meer, neue Wonnen, neue Schmerzen auslösend in diesen eben erst auf der Lebensschwelle stehenden jungen Menschenkindern.

Aber am klaren, windfrischen, durchblasenden Tage,

da gab's Segelregatta! Alle unsere Strandfreunde waren halbe Seemänner, ihre Erstgeburt wäre ihnen um so eine recht mannhafte Segelpartie, wie sie sich für rechte Strandjungen gehört, keinen halben Groschen wert gewesen! Keine zahmen mit Zephirlüftchen, sondern mit ordentlichem anständigem Blasens. Mit tüchtigen, rollenden und hoch spritzenden Schaumwellen, jagenden Wolken und weit geblähten Segeln. Das waren die Glücksstunden aller Buben und Bübchen von sechs bis fünfundzwanzig Jahren und keiner ängstlichen Mutter Tränen waren imstande, sie zu Haus zu halten, wenn ein aufgespanntes Segel ein in Tätigkeit kommendes Takelwerk unten rief. Da half kein Mittag, keine frischen Erdbeerberge, keine Bratbutten, kein Shakespearelesen am Nachmittag. Der Tag war verfallen. Nur am Abend gaben dreißig Krebse und drei Teller voll Sauermilch pro Junge Zeugnis von starken Seeleneindrücken des Erlebten. Die Höhepunkte des ganzen Sommers waren die Sturmtage! Nicht bloße Segelbrisen mit immerhin dunkelblauem Himmel und sonnendurchblitzten Schaumkrönchen auf lustigen Wellen, nein, richtiger, unheimlicher, brüllender Sturm.

Jetzt noch durchzieht mich die Stimmung schaurigen Jauchzens und atemraubender Erregung, mit der wir schon morgens beim Aufstehen das dumpfe Brüllen von unten heraufhörend, in Regenmänteln, Zöpfe und Locken mit Schleiern fest um den Kopf bindend, an den Strand liefen. Immer näher das Getobe, nun sieht man durch die Fichten unten was Riesiges, Entfesseltes

sich heranwälzen und jetzt — — —. Über uns ein bleifarbener Himmel mit schweren drohenden Wolken neben und um uns knackende, krachende, stürzende Fichtenäste — durch die Lüfte der heulende, peitschende Wind und vor uns was beklemmend Schönes, Aufrührendes, unfaßbar Wildes: das Meer in Wut. Dieses anschwellende Gedonner! Diese grüngrauen, sich ächzend umbiegenden Wasserberge! Dies königliche Schmeißen auf den Kies! Diese losgelassene Symphonie von Wind und Wassergebrüll. Dazwischen schreit man sich vergebens sein Jauchzen zu, ein Hohnlachen neuer Wasserberge unterbricht alles.

Solche Sturmtage — meist war es mittlerweile schon August geworden, hatten den schönsten Abschluß, unsere Punschabende! Kälte und Sturm riefen in allen Strandseelen Wunsch und Verlangen nach behaglichem, warmem Beisammensein am dunklen, unheimlichen Spätabend wach. Und nach dem Abendessen pilgerte man dann fest eingewickelt und vorwärts gepeitscht vom treibenden Sturm durch den dunklen Waldweg und die Stockfinsternis dem freundlichen Meer oder Waldhauslichtchen zu, je nachdem, wo heute das Punschabendhaus lag. Jede neue Partie Ankommender wurde dann mit Hallo begrüßt und dicht aneinandergedrängt, herumgeschachtelt um den langen schmalen Verandastrandtisch, die Gardinen fest zugezogen und gesteckt, scharte sich alles um die brennende Lampe. Alle in Mänteln und Umhängen. Mitten auf dem Tisch die bauchende Kanne kochenden Wassers, Zucker, Kognak, Zitronen und eine stattliche Batterie

braver dicker Strandbudengläser. Dann braute der jeweilige Punschwirt die Damengläser und die Herrengläser (erstere meist bloß eine Punschillusion lindenblütenfarbig und nur heiß) und wir Kinder schluckten mit unbeschreiblichem Stolz heimlich würgend und prustend das historische Sturmgetränk.

Dazwischen las einer der Väter was E.T.A.-Hoffmannsches vor, oder auch mal Shakespeares „Sturm" und dann glühten Wangen und Ohren vor Aufregung, Behagen, Kognak und köstlicher Wärme, denn draußen gab's fort und fort heulende Tafelmusik.

Dann ging's wieder ans Singen. Man mußte aber zu sehr schreien vor dem Nebenbuhler da draußen. Oder wir kauerten in einer Ecke und erzählten uns Geistergeschichten — meist selbst erdachte — kühner als der Meister der „Elexiere des Teufels" sie je ersonnen, von wahrhaft verblüffender Phantastik und je unwahrscheinlicher, je herrlicher.

Aber der große Picknickmonat war der Juli. Da war der Himmel am klarsten, die Sonne am hellsten, die kleinen weißen Wolken am sommerlichsten und ungefährlichsten, die späten Abende am lauesten, der Mond für den Heimweg am hellsten. Die leuchtendsten Kornblumen, die süßesten Himbeeren, tiefrote, etwas überreifte Erdbeerspätlinge, üppige Nachtschatten, goldwogende Roggenfelder, alles schenkte dieser wonnevoll, reife, glutvolle, lebensfroheste aller Monate.

Ganz früh am Morgen schon, nach hastig und verächtlich schnell getrunkenem Kaffee, lief, ging, fuhr alles zum allgemeinen Sammel- und Abfahrtsplatz. Da

tummelte sich denn schon alles froh und lachend durcheinander, sing- und wanderbereit. Für jedes Haus ein kleiner rüttelnder Bauernwagen mit einem turmhohen frischen Heusack und einem Pferdchen von unzweifelhaft sanftem, höchstens nur etwas eigenwilligem Temperament. Unter dem Heusack lagerte der Inbegriff jedes Picknicks: der Speisekorb. In jedem Wagen andere Köstlichkeiten verheißend, durch einen Spalt schimmerten goldbraune Krapfen und ein mächtiger Gugelhopf, bei einem anderen knackte es beim Dranstoßen verdächtig wie von platzenden Eierschalen; steckte man die Nase durch den lockenden Spalt eines dritten Korbes, so roch es geheimnisvoll wie kalte Krebse und wieder in einem anderen staken wohl zwei Dutzend Flaschen mit bräunlichem Inhalt. Schnell einen Propfen angerupft in peinigender Kinderneugier. Wahrhaftig Schokolade und dazu noch kalte.

Zwischendurch trampelten und wieherten die Pferde, schimpften die bäuerlichen Lenker, wurden alle Mütter von fünfhundertdreißig Kinderfragen kribbelig, leuchteten die Augen aller rosa und weißen Jungfräulein und jungen Ritter in ihren grünen Studentenmützen, jauchzten und prügelten sich die Jüngsten. Endlich marsch! Voran alle Fußgänger — unter ihnen immer sehr viel Pärchen —, hintendrein die klirrenden, klappernden, rüttelnden Wagen, auf denen nie weniger als je vier Menschen mit bis an das Kinn hochgezogenen Knien sich an beiden Seiten festhaltend, saßen. Auf halbem Wege gab es dann Wechsel, die Karossen bekamen neue müde Insassen, die mürbgeschüttelten alten

machten sich, heimlich erleichtert, auf die Wanderschaft. Noch galt es tapfer fünf bis sechs Kilometer marschieren, denn nahe Picknicke waren allgemein verachtet. Und da war man dann endlich an dem ersehnten Ziel. Natürlich immer ein so anmutiges wald- und meerumwobenes, wie nur nordischer Strand es in dieser herben Unberührtheit und Natürlichkeit schenkt.

Flink heraus nun mit allen Plaids, Mänteln, Schirmen und Körben. Eins, zwei, drei, die Pferde an die Bäume gebunden; eins, zwei, drei, die Plaids auf den moosigen Waldboden; eins, zwei, drei, die köstlichen Inhalte ausgepackt und wie die Bienen um den Honig schwirrten Alt und Jung um Krapfen, Bier, Limonade, Butterbrote, Krebse und Eier. Oft waren wir wohl dreißig bis vierzig Picknickler, also ein Gesumme, Gelächter, Getrampel, Gerufe ohnegleichen. Und alle satt zu machen, so gerecht und vor allem so schnell als Menschenkräfte vermögen, das konnten nur die Mamas. Dies wundervoll heitere schmackhafte von Humor, Hunger und Jugendlust durchzogene Waldmahl! Und dann hinaus an die schönsten und liebsten Stellen, die steilsten Abgründe mit den größten Meerblicken; die üppigsten Glockenblumen und Lianenplätze, die verborgensten Erdbeerhügel, die dichteste Himbeerwildnis! Hinaus auf die größten und wasserbespültesten Steine, auf die für alle Älteren möglichst schwer erreichbaren Wiesen und Lichtungen. Wie Sommervögel durchflogen die weißen, blauen und rosa Gestalten und die Grünbemützten Dickicht und Gestrüpp, alles durch-

zogen von Spiel und endlosem Gesang allein und zu zweien, zu vieren und im Chor.

Wahre Riesenreifpartien mit zwei Strandpapas an der Spitze jeder Partei, Räuber und Wanderer und Drittenschlag, wo zu unserem unaussprechlichen Jubel immer die Alten mithielten. Dann noch ein Rundschluck kühler Kronsbeerlimonade, ein Rundgang einer mächtigen Bonbontüte und die mondbeschienene, von etwas Müdigkeit, Schweigen, Erlebthaben und Waldzauber umwobene Heimfahrt, langsam im Schritt durch kühle, dunkle Tannenwege. —

Und ging der Juli zu Ende, dann kamen die Pilzpartien dran, die aber waren Spezialität und Monopol unseres Papas. In dieser Zeit lebte er nur für Pilze, und wenn er im weißen Leinenanzug mit den betreffenden typischen Pantoffeln und Mütze, mit einem mächtigen Pilzkorbe bewaffnet, unserer ganzen Schar voran durch Farn, Moos und Erikagestrüpp stapfte, erschien er wohl wie ein großer strahlender Pan, verwachsen mit Moos, Heidekraut und Steinpilzen. Himmel, wer den ersten wahren, untrüglichen Steinpilz im Jahre fand! Wer zuerst das Riesenglück hatte, den unverkennbaren dunkelbraunen Rundkopf aus dem Moose herauslugen zu sehen! Dies Geschrei! Diese funkelnden Augen, dieser Neid bei allen Geschwistern. Oder wer auch nur auf eine goldbesäte Stelle Pfifferlinge stieß, mit denen man dann auf einmal seinen ganzen Korb füllen konnte oder einen ganz rund nach unten gebogenen feuerroten Birkenpilz „auf Kohlen zu rösten"! Ach und wer es erleben konnte, seinen Korb bis zum Rande voll zu haben

und noch Taschentuch oder Mütze füllen zu müssen. Immer dazwischen leise erstickte oder ganz unbeherrschte Jubelrufe über einen neuen köstlichen Fund, tief durch Dickicht, denn sehen konnten wir einander natürlich nicht. Und dann zu Hause die stolzen Berge von Pilzen, die glühenden zerkratzten Gesichter, die verschrammten Hände, die eiferberstenden Herzen.

Dann die Sonntagsfeiern, die schönsten, die man sich denken kann. Vormittags bei hellstem Sonnenschein auf einer eng von Tannen umschlossenen, ganz weltversunkenen Waldwiese, über die sich die Zweige wie gotische Bogen wölbten; da versammelten sich aus allen Dörfern und Hütten weit und breit die Männer und Weiber, Burschen und Mädchen (wir alle natürlich auch), alle in ihrem schönsten Sonntagsstaat: die Weiber mit ihren seltsamen, hohen, turmartigen, dicht an Stirn und Kopf anliegenden Hauben von weißem oder grellgrünem oder kornblumenblauem glänzenden Atlas, hinten mit den langen schweren herabhängenden Damastbändern. Und der jeweilige Strandgeistliche gab uns dann einen von innerster Sommerfreude und Waldeswärme durchsonnten Gottesdienst, der mit dem einfachen, langgezogenen Choralgesang der Bauern, dem leisen Tannenrauschen und der unzertrennlichen, von fern herüberklingenden Begleitung der Kuhglocken eine unvergessene und natürliche Schönheit ausströmte.

Und zum Schluß steigt mir nun noch eine der lieblichsten und sommerlichsten Stranderinnerungen wie eine sonnige, alte Melodie auf, daß mir seltsam ums Herz wird: Johanni. Es war nicht nur das ganze nor-

dische poesievolle Johannifest mit Strandfeuern und Teertonnen, mit dem Kranzwinden und den singenden Bauernmädchen und dem Mettrinken. Es war zugleich unser schönstes Sommerfamilienfest, der Geburtstag des Johannikindes von uns sieben, eines kleinen, zarten, feinen Schwesterchens. Voll alter Sommergebräuche war dieser Tag. Früh ein Schwesternständchen. Dann der ganze in Heideroſen und Kornblumen begrabene Geburtstagskuchen und die feierliche Krönung des Johannikindes mit einem kleinen Kornblumenkranz, unter dem ihre großen versonnenen Kinderaugen mich jetzt noch anblicken. Und nachmittags dann diese bunte lärmende schokoladenhungrige Kinderschar, diese jauchzenden Rasenspiele — wenn's nicht gar, wie eigentlich fast immer, ein Festspiel gab! —, davon erzähle ich ein ander Mal. Abends ein köstliches Festessen und dann hinaus aufs Meer, mit Feuerwerk im Boot und lauter Johanniliedern ringsum alles in Feuern erglühend; von weitem über das Wasser hallend fernes Singen der Bauern und aus dem Walde leuchtende verglimmende Scheite, Funkengarben und verlorene Harmonikatöne. Und über allem ein Duft von Glückseligkeit, Poesie und Strandzauber, der ganze Sommer zusammengebunden in diesem Johannistrauß. — —

— — — Wie weit, wie weit das alles . . ., nein, still, wie heißt es doch: „Nicht weinen, weil es vorüber, lächeln, weil es gewesen . . .". Darum stehen sie vor mir und duften die alten Sommer aus dem Kinderland. Duften nicht wie eine sorgsam in ein Buch gepreßte vertrocknete Blume, nein, wie ein eben gepflückter, ge-

heimnisvolle Kräfte ausströmender Strauß von Heidekraut. Duften nach Seetang und Salzluft, nach Harz und Tannennadeln, nach bittermandliger Linnaea und frischem Heu. Und nach Jugend, nach Jugend!! — —



II.

Das Kinderkaleidoskop

Großmama hatte ein uraltes Kaleidoskop, an das ich nur noch eine dunkle Erinnerung habe; wenn man hineinsah, so erschien, je nachdem man es drehte, ein leuchtendes Muster aus bunten Glassplittern. Bald in Schwefelgelb, bald in Veilchenblau, dann wieder in brennend Rot. Es war ein seltsam schauriges Entzücken, mit dem ich jedesmal beim Drehen alle die bunten Splitter wie lebendige kleine Zaubermänner oder Käfer auseinander- und wieder zusammenfahren sah, wie nach einem magischen Gesetz.

So erscheinen mir jetzt unsere alten Kinderspiele. Denn die ganze bunte und bewegte Kinderzeit von uns sieben Geschwistern war die uns unentrinnbar fest in Blut und Adern steckende Phantasie. Sie saß auf ihrem schillernden Zauberthrönchen in jedem dieser Köpfe, schwang ihren glitzernden Zauberstab mit Flimmeraugen und leisem, heimlichen Summen. So tanzten wir Jahr um Jahr nach diesem Summen den ganzen Weg durchs Kinderland hindurch und an jedem Eck-

chen liefen wir wie die Splitter in Großmamas Kaleidoskop zu einem blauen, gelben oder roten Zaubermuster zusammen und wieder auseinander und wieder zusammen.

Wenn „die Zwiebäcke" — das waren zwei Schwestern nur mit einem Jahr Altersunterschied —, als sie fünf und sechs Jahre alt waren, mit langen, dünnen Zentimetermaßen um die Köpfe geschlungen, die hinten weit über den Rücken baumelten, in seligster Wunschlosigkeit durch die Zimmer gingen, im Wahn, daß nun endlich Zöpfe von fast lästiger Pracht und Fülle ihnen hinten hingen, wo sie selbst immer nur die rührendsten Strohschwänzchen von zehn Zentimeter Länge hatten. Oder wenn sie auf kleinen Schemeln, stundenlang vor dem Fensterbrett in unserer niedrigen Parterrewohnung knien konnten, so daß von der Straße her nur ihre Köpfe zu sehen waren, wie bei einem Dachfenster; im erneuten Wahn, es würden nun doch endlich einmal die Menschen draußen denken, daß „wir im zweiten Stock" lebten, der ihnen der Inbegriff allen Raffinements schien, dann erlebten sie lauter Wunder. Lange Zöpfe, Knöpfstiefel und weiße Muffe gehörten zu den vielen unerreichbaren Zauberdingen unserer Kindheit. Unser Putz und Staat war von rührend spartanischer Bescheidenheit, und wenn wir jetzt als Frauen und Mütter einmal alle beieinander sitzen und die Geisterschar unserer alten Kleider, Hüte, Stiefel an uns vorüberzieht, so liegen wir zuletzt mit dem Kopf auf dem Tisch und wischen uns die Tränen vor Lachen. Wir bekamen immer das, was billig oder bequem zuzuschneiden

oder leicht zu machen oder geerbt war, und Geerbtes immer wenig oder gar nicht umgemacht. Unser einziger Bruder war wohl schon vierzehn Jahre alt, als er seinen Traum in Gestalt eines wirklichen Knabenjagdpaletots mit grünen Vorstößen und einer richtigen Jungenfellmütze in Erfüllung gehen sah; denn bisher hatte er einen von Mama selbst genähten, breiten, hin- und herschaukelnden alten Damenmantel und eine ihm weit über den Kopf sinkende schwarze Schaffellmütze getragen, so daß seine Klasse immer ein Triumphgeheul ausgestoßen hatte, wenn er ankam, Meine Schwestern hatten nie andere Schuhe, als große Gummistiefel mit Ösen und im Winter etwas zu lange Damenmäntel und mächtige blaue Wollkapuzen. Bis die Zeit der gewalkten Wollmützen herankam und wenigstens die zwei Jüngsten es wahrhaftig erleben durften, wenn auch gewalkte, so doch weiße Muffe und Mützen an rosa und hellblauen Schnüren ihr eigen zu nennen. Die beiden Zwiebäcke bekamen schon lange vor ihrem zwölften Jahr geraffte Panierröcke und Schneppentaillen, was bei dem berechtigten Mangel an Fülle in diesem Alter, ein erheiternder Anblick war. Und die mittelste von uns, eine kleine braune Zigeunerin, mußte mehrere Sommer hintereinander „das Zwiebelkleid" tragen, eine gelbe Kattunfahne, weiß Gott wo und warum gekauft! Ich aber trug schon von meinem elften Jahre an Kapotthüte, große, weit zurückgesetzte, mit einer Feder — meist von einer undefinierbaren braunen Farbe — und mit Bändern unter dem Kinn. Es war mein Ideal und mein eigenster Geschmack, und daß nur ganz alte

Damen sie trugen, störte mich ebensowenig, als einmal als Backfisch mit einem um den Kopf gewundenen weißen Tarlatanstück vor unserem Hause spazieren zu gehen, in der erregten Hoffnung, für eine indische Prinzessin gehalten zu werden . . .

Prinzen, Grafen und fremde Länder waren die brennend roten Splittersterne in unserem Kaleidoskop. Ich glaube, uns wäre der Gedanke gar nicht gekommen, bei unseren Spielen mal Personen aus der gewöhnlichsten, bürgerlichen Welt vorzustellen. Denn ein eingefleischt dreister Hochmut beseelte unsere gräflichen und herzoglichen Seelen! Ebenso gab es Länder und Völker, um die wir uns alle rissen, die ein für alle Mal für die ersehntesten galten. Allen voran stand Spanien, das uns als der Extrakt von Zigeunertum, interessanter Wildheit, schwarzen Locken und Dolchstößen erschien.

Immer wieder gab es ab und zu eine herrschsüchtige Spielschwester, die dann gierig alles Beste an sich riß, und den Jüngeren, die von diesen armen meist gar nicht gewünschten Besitztümer zweiten und dritten Ranges zuerteilte.

„Rot ist meine Lieblingsfarbe!" „Nein, meine auch!" „Unsinn! Deine war immer blau," bescheidenes Sichfügen der Kleinen — für Jahre.

„Welches ist Eure Lieblingsblume?" „Meine ist Nelke." „Meine Veilchen." „Ach, gar nicht, du kannst lieber Kornblume nehmen —" und sie nahm Kornblume und trug sie still und widerwillig zwölf Jahre lang. Eine Schwester gestand mir als Erwachsene erst, daß sie von ihrem sechsten Jahre an Johannis-

beersaft als Lieblingssaft getragen hätte, weil ich Älteste ihr ihn einmal bei der Wahl der Säfte energisch zugeteilt hatte.

Eine Zeitlang spielten die drei Jüngsten ein monatelang dauerndes, weit verkettetes, romantisches Grafen- und Bettlerspiel. Der Mittelpunkt war eine geheimnisvolle, düsterromantische, unsagbar vornehme Persönlichkeit! „Graf Hoven." Die Älteste von ihnen, die im Zwiebelkleid, teilte aus. „Jeder hat ein Land, ich nehme mir Spanien." „Gut, ich Frankreich." „Ach nein, du kannst Litauen nehmen" (Frankreich hätte nämlich den vollen Glanz Spaniens etwas entwertet). „Aber nein, doch —." „Ja, sonst spiele ich nicht mit." Das zog. Denn sie war der Zündstoff des Spieles! Und nun herrschte Spanien und sein mythischer hocharistokratischer Herr unabweislich über den zwei armen, rührenden kleinen Provinzlern, hatte alles Schöne, alles Interessante, der Höhepunkt kam immer dann, wenn die beiden bescheidenen Beamtenfamilien, die ganz von Spanien abhingen, in finsterer Stube etwas frierend und dürftig sitzen mußten und wieder einmal der in ein dunkles Plaid gehüllte unbekannte Fremde eintrat, und dann endlich den Faustmantel mit der Bewegung des „schwarzen Ritters" aus unserem geliebten „Ivanhoe" von sich warf und rief: „Ich bin Graf Hoven!!" Dann natürlich förmlich fabelhafte Reichtümer über die Bettlerfamilien ausstreuend und ihnen gestattend, von nun ab in Spanien zu leben. Graf Hovens allerheimlichste Sehnsucht war übrigens eine wirkliche Spanierin zu sein, spanische Zigeunerin. Sie trug sich monatelang

mit der geheimen Hoffnung, ein von Zigeunern aus Spanien eingeschlepptes, bei Papa ausgesetztes Zigeunerkind zu sein, und um diesen Preis wäre ihr ihre Legitimität keinen Pfifferling Wert gewesen! In ihren wilden „spanischen" Gedichten, alle gesammelt in einem blauen Vokabelheft zu fünf Pfennig, und alle von peinlicher Anlehnung an „Fern im Süd das schöne Spanien" unterschrieb sie sich stets „Flaminka, die Zigeunerin".

Eine noch kleinere, ganz lockenköpfige Schriftstellerin war eine Stufe jünger, aber sie begnügte sich nicht mit Romanzen, ihr Sinn ging höher und mit sechs Jahren vollendete sie ihren ersten großen Roman: „Buddelmeyer", mit den drei Teilen: „Der Dicke", „Der Dünne" und „Fadenbuddelmeyer". Sie schuf im Handumdrehen, nämlich so, daß sie in ihrem kleinen Gitterbett, abends im Hemdchen auf dem Kopfkissen sitzend, mir mit lauter Stimme und blitzenden Äuglein Kapitelüberschriften und Inhalt diktierte, was ich dann auf die leeren Seiten von alten Doktorarbeiten und Broschüren schrieb. Außer den drei genannten Helden des Romans spielten noch viele Personen darin, so „der Greis," „Hexlein," „die Sprotte," „die sieben blutigen Briefträger" und ungezählte Gespenster. Es war eine ganze Buddelmeyerperiode. — Unterdessen saß das allerjüngste Schwesterchen mit ihren atlasglatten Blondhaar unentwegt auf einem Schemel in der Puppenecke und ihre ganze kleine taubenhafte Seele atmete nur hingebendste Puppenmutterschaft. Ihre Puppen waren ihr allerlebendigstes Heiligtum und gerade sie

mußte es erleben, daß Willi, die Lieblingspuppe, fort und fort vom Bruder verhöhnt wurde. Willi war nämlich schon Student, aber er erstrahlte in einem solchen Übermaß studentischer Tugenden — trank nur Milch, war in einem Jahr schon fertiger Pastor —, daß er des einzigen Bruders häßliche Spottsucht reizte und immer abwechselnd umgekehrt an beiden Beinen an der Speisezimmerlampe hing oder mit einem aufgestülpten Aschentopf in einer Ofenröhre saß. Wenn die tief gekränkte Kleine dann schluchzend Mama herbeirief, beruhigte er sie: „Aber das ist doch Willis neuer Farbendeckel, er ist nach vierzig Semestern endlich ins Korps aufgenommen!" Erneutes Schluchzen. —

Eins von den liebsten Kaleidoskopsternchen dieses Bruders war übrigens sein Schreibtisch und die „Bibliothek". Ersterer hatte ein feines und weitverzweigtes Ordnungssystem, das sich hauptsächlich auf zehn bis zwölf, genau nach Größe und Charakter geordneten Bleistiften (keiner länger als ein Zoll), einem kleinen Briefbeschwerer aus sibirischen Steinen, in Form eines Tropfsteinfelsens, der ihm, glaube ich, als der Inbegriff tropischer Fremdartigkeit erschien, und vor allem aus einem winzigen runden Kästchen mit bunten Oblaten bestand. Ich weiß ja nicht — vielleicht verkenne ich den Ewigkeitswert der Oblaten — aber ich glaube, man benutzte sie nur so ungefähr zur Zeit des Hainbundes oder Gellerts. Der Quartaner aber hing unverbrüchlich an ihnen, auch ohne sie öfter als vielleicht einmal im Jahr zu verwenden. Dagegen war die Bibliothek durchaus ein Institut mit Ideen und unanfechtbarer Ge-

nanigkeit. Das Inventar war beſcheiden — dreizehn bis vierzehn Nummern, dafür aber vielſeitig, da es dem Bibliothekar weniger auf den Inhalt als auf die Exiſtenz eines Buches als ſolchem ankam. Die drei Glanznummern waren: Die Davidis — Cook, der kleine Weltumſegler — und das Uhlmannſche Geſangbuch. Nicht ohne inſtinktiven Takt ſchlug er letzteres meiſt Großmama zum Leihen vor, und es gehörte zu den Weiheſtunden beruflicher Pflichterfüllung für ihn, wenn er in das peinlich geordnete und numerierte, wenn auch etwas wenig benutzte Buchregiſter ſeines blauen Notizbuches — mit einer Oblate verſehen — eintragen konnte: 23. Oktober 1884 an Großmama Nr. 5, Geſangbuch von J. F. Uhlmann. — Von gleichem Ernſt waren die kleinen Schweſtern durchdrungen, wenn eine Feierſtunde des Lebens ihnen: „Gerichterkochen" beſcherte. Vor jedem Kinde lag dann das gleiche Häuflein „Vorräte": Schwarzbrot, Zucker, Milch, Preiſelbeerſaft, Roſinen und zwei Schokoladenplätzchen. Das Menu war ſättigend und nicht trivial, aber für den kapriziöſen Geſchmack Erwachſener offenbar ungeeignet, ſo daß Mama, der Ehrengaſt, fürchte ich, immer etwas hungrig vom „Diner" aufſtand, beſonders war die Suppe, zerſtampftes Schwarzbrot in Milch mit zerquetſchten Roſinen und Preiſelbeeren, kaum beliebt bei den Gäſten, während die Wirte ſich gerade an dieſem Gang meiſt zuviel taten.

Einen ſehr großen Raum im Kinderlande nahm das Singen ein. Von ganz klein auf, kaum einige Käſe hoch, ſangen wir ſchon zwei- und dreiſtimmig zuerſt mit

Mama, dann sehr bald schon allein untereinander. Welche Bündel von goldenen Strahlen warfen Weihnachts- und Sommerlieder auf die weißen und grünen Monate! Welches unsäglich wehe Zusammenziehen der Kinderherzen riefen Reineckes „Saß ein Fink in dunkler Hecke" und „Es geht ein fremdes Kind am Abend vor Weihnachten" in uns wach. Das waren die Augenblicke, wo wirklich „der Menschheit ganzer Jammer" die kleine Seele anfaßte, so tief und bang wie nur ein Kinderwesen erste Leidensahnungen erfassen kann. Welchen wunderbaren Zauber brachten einige uralte Grafen- und Sängerballaden, die Mama uns aus ihrer Jugendzeit sang. Wie sangen wir alle sieben mit Papa zusammen — obgleich es nicht ganz einfach war, Papa als magister cantandi zu haben, denn er verachtete zugunsten des Rhythmus jede Melodie —, alle alten und neuen Studentenlieder, wie nur ein Universitätskind es kann und mit einer Begeisterung, nicht schlimmer als jeder Musenjünger. Wie früh riefen die „Müllerlieder", die „Winterreise" und die „Dichterliebe," die wir alle singen konnten, schon Ahnungen künftiger Musikwonnen in uns wach. Und wie lebten und erlebten wir alle alten Volkslieder, die einfach fest zusammengewachsen mit unserer Kinderzeit und ihren einzelnen Perioden waren. Die Kleinsten waren noch sehr zwerghaft, als wir bereits unser Geschwisterquartett oder Terzett hatten, und noch heute schwillt mir das Herz, wenn ich an die dunklen, weichen Sommerabende denke, wo wir alle auf einer Waldbank oder Wurzel zusammenhockten, und die alten vertrauten Lie-

der von „Still ruht der See," „Schwesterlein, Schwesterlein" und das stille schöne „Der Mond ist aufgegangen" durch die stumme Nacht klangen, und wir mit heißen Wangen kein Ende finden konnten. —

Aber dann, dazwischen konnten wieder feuerrote und gelbe Splittersterne durch unser Kaleidoskop huschen, wenn in unseren Köpfen der unstillbare Hunger nach einer Maskerade aufblitzte. Ich meine nicht eine eingeladene Maskerade, so einen richtigen Maskenball bei Freundinnen, obgleich es auch da bei uns anders herging, als bei anderen Kindern. Insofern als wir niemals ordentliche Kostüme bekamen, sondern immer „was gerade da war", und da war denn das Resultat dazwischen zweifelhaft. So kann ich eine meiner Schwestern, damals etwas rundlich, elf Jahre alt, mit strohblonden, spiegelglatt gekämmtem Zopf als Türke, nur mit einem Handtuch als Turban und den alten roten Flanellschlittschuhbahnhosen ebensowenig vergessen, als mich bei dreizehn Jahren in einem alten Ballkleid von Mama, in dem ich bis über die Achseln ertrank und einen mächtigen Georginenkranz auf dem Kopf als Elfenkönigin. Und als einmal im Leben auch bei uns „eingeladene" Maskerade war, machte eine kleine splitterdünne Schwester in einem Sommeranzug des Bruders als „Matrose" auch wenig Effekt. Besonders als dem Matrosen ein bei vier Jahren noch verzeihliches Unglück passierte, er laut weinend in die Kinderstube gebracht wurde und nach einer Stunde ganz verheult im Sonntagskleidel kommen mußte!

Nein, die liebsten Maskeraden waren die eigenen,

ganz unter uns! Da summte die Magierin unseres Kaleidoskops ihre glänzendsten Tanzliedchen und wir drehten uns dabei im tollsten Kreise! Einen Martiniabend mal kamen die Eltern spät von einem Nachmittagsbesuch nach Hause, als ihnen ein ganzes Häuflein Mummenschanz springend, schwebend oder schreitend, je nach Rolle und Charakter entgegenwogte. Ganz voran mit bizarren Sprüngen und Grimassen ein kleiner „Don Quichotte", mit rotem spanischen Mäntelchen und Federhut; dahinter trippelte Hand in Hand ein winziges Pärchen, eine kleine Schneejungfer, am Arm eines ebenso zwerghaften französischen Marquis mit Papas Dreimaster und Galadegen, mit Kniehosen und Jabot, mit Puderzöpfchen und gepuderten, blonden Löckchen. Dann kam der arme kleine Türke, diesmal als „Fee", aber auch mißglückt, weil er Leibschmerzen hatte, ein wenig zu dick zur Fee war (später kroch aus diesem Türken ein überaus lieblicher und anmutiger Mädchenschmetterling!), und außerdem in einem viel zu großen rosa Feengewande fast verschwand. Dann kam unsere schönste Idee, zwei Figuren aus „den letzten Tagen vom Pompeji", das wir gerade in tiefster Begeisterung lasen. „Jone," im obligaten Bettlaken, das, seit es je Maskeraden gab, für sämtliche griechische Gewänder herhalten mußte, auf dem Kopf eine Vase als Trinkkrug tragend; und die „Hexe vom Vesuv" mit kalkweißem Gesicht und Haar, eine anderthalb Meter hohe spitze Mütze von weißem Karton auf dem Kopf. Ganz in weißen Gewändern und — das war der Clou der ganzen Maskerade — in der Hand eine Spülschale

— (es sollte eine antike Schale darstellen), in der wirklicher Spiritus mit richtiger blauer Flamme flackernd brannte. Die Schwestern sagen, sie vergessen jetzt noch nicht den Eindruck grauenvollen Entzückens über diese Maske! —

Das Schauerliche war natürlich überhaupt eine immer wieder von neuem unwiderstehlich anziehende Macht im Kinderlande. Und da ich der Älteste von uns sieben Raben war und offenbar eine Geisterader hatte, so kauerten dann die fünf Schwestern wie Spatzen im Halbdunkel um mich herum, wenn mal wieder ein Gespensterabend gekommen war und dann ging's los! Erdachtes und Gehörtes, halb Erlebtes und Gelesenes, alles durcheinander vermischt. E.T.A. Hoffmann und Hauffs „Gespensterschiff," „ganz wirklich und wahrhaftig passierte Geschichten" und dann wohl ein Dutzend „Gouvernantengeschichten", von allen rätselhaften, in den betreffenden verrufenen Zimmern des Schlosses gestorbenen, ermordeten, wahnsinnig Gewordenen und vor allem früh morgens mit schneeweißen Haaren aufgewachten Gouvernanten der Erde. Dann kam die „Ahnfrau" dran, die richtige alte unseres seligen, großen Grillparzer, die ich einmal auf der Bühne erlebt und mit tausend eisigen Schauern den Rücken hinab, den schreckerstarrten Schwestern wieder erzählte. Wohl volle zwei Stunden hindurch saßen wir alle im Banne der Ahnfrau, und wie wir dann schließlich aneinander geklammert schlafen gingen, weigerten sich einige der Schwestern plötzlich heftig mit mir zusammenzuschlafen, weil sie behaupteten, ich sei irgend-

wie mit der Ahnfrau verwandt, ein so gräßliches Gesicht hätte ich nach dieser ganzen Schilderung bekommen! — Kein Verbot von Mama, kein Zittern und Gruseln nachher, kein „Nicht-ins-dunkle-Zimmer-Gehen" konnte das immer wiederkehrende Bedürfnis nach „was Schauerlichem" ertöten. Die ganze romantische Schule samt der Schicksalstragödie konnte keine glühenderen, überzeugteren Anhänger haben, als dies kleine gruselnde, geisterlüsterne Mädchenhäuflein.

Aber welches Flüstern, Tuscheln, Planen gab es zum Johannifest im Juni, wenn wir unseres dritten Schwesterchens Geburtstag feierten, denn das geschah meist mit großem Gepränge, nämlich mit einer selbst erdachten und komponierten Aufführung. Was ganz „Großes" gab es nur einmal und das war gar nicht einmal unsere Glanzleistung! Obgleich wir da immerhin ein wirklich großes Publikum hatten, aus bunt zusammengewürfelten Strandfreunden jeden Alters und Geschlechts, und einer wirklichen Bühne, auf mit Birken umstellter Veranda, einem Vorhang und einem Souffleur. Ein ganzer Haufen lebender Bilder, mit Deklamation, Musik und Prolog, mit einer in Papas Bettportiere drapierten Fatme, mit Mining und Lining in Großvadings „Pück" und Großmuttings „Huw" und zuletzt mit einem großen Johannibilde um eine brennende Teertonne gruppiert. Alle Mitwirkenden miteinander als Landleute mit Harken und Sensen und großen Elsaßschleifen aus buntem Tapetenpapier auf dem Kopf, sangen nach der Melodie von „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus", eine selbstgedichtete Chorhymne auf

unſern heißgeliebten Strand und das kleine ſchüchterne Geburtstagskäferchen; wir durchzogen immer weiter ſingend und unſere Harken ſchwingend in buntem Zuge paarweiſe die dunklen verſchlungenen Waldwege. Das war damals unſere Paradeaufführung.

Mehr nach unſerem eigenen Geſchmack waren die anderen häuslichen. Natürlich, wie immer, am Strande. Alle ſieben Geſchwiſter, unſere alte Pflegemutter — wir hatten damals unſere Mutter ſchon verloren — und ſogar Papa wirkten mit. Nur das Geburtstagkind allein ſah zu. Wir kamen als lauter Geſtalten aus dieſer kleinen Schweſter Lieblingsbüchern vor ihr ſelig erkennendes Auge. Unſere unendlich gutherzige alte Pflegemama eröffnete den Reigen und parodierte in aller phlegmatiſchen Sanftmut und ohne viel Getue die damals von uns Kindern viel verſpottete, uns zu hausbackene Sabine aus „Soll und Haben“; mit gefälteter Haube, ein Stoß feiner Tiſchwäſche im Arm; es war für uns ſo köſtlich, daß wir alle zu Tränen lachten. Den harmloſen Text zu dieſen Geſtalten hatten wir natürlich ſelbſt geliefert. Kaum erholten wir uns von Sabine, ſo wankte müde und blaſiert Sardanapal, ſtampfte energiſch und weltbeherrſchend Semiramis, in weite Orientgewänder gehüllt, herein. Es waren dies die verabſcheuungswürdigſten, weltgeſchichtlichen Typen für die kleine Jubilarin, der eine wegen ſeiner Weibiſchkeit, die andere für das Gegenteil. Beide gaben in Poſe und Worten ihre Rollen aufs abſtoßendſte und unverkennbarſte zum beſten, ſo daß der kleine Ehrengaſt förmlich ſchauderte. Eine Figur folgte

der anderen, immer gleich nach den ersten möglichst typischen Worten mit lautem Freudengeheul vom Publikum begrüßt. Als nun zuletzt noch Papa selbst, wie aus einer Versenkung mit einem zu großen Hut und Regenschirm als Professor Baehr aus dem geliebten Mädchenbuch „Kleine Frauen" geflügelte Worte aus einer Lieblingsszene sagte, da war des Jauchzens kein Ende! Und das Ganze war doch mehr als bescheiden gewesen.

Aber unsere gelungenste Geschwisteraufführung war doch zu einem Johannifest an einem fremden Strande. Kurz vor der berühmten Auslandsreise, die Papa mit dem unterdessen zu Backfischen aufgeschossenen blonden Schwesternpärchen unternehmen sollte und die schon seit einem Jahr in Wachen und Träumen, in allen Gesprächen und Zukunftsplänen der ersehnteste und brennendste aller Mittelpunkte war. Nun machten wir diese Reise wie eine Vision, prophetisch vorbeiziehend, in Dichtung und Bild lebendig, und zwar hatte jeder sein Gedicht selbst zu machen. Als Prolog trat zuerst „die Erbschaft" auf (durch eine solche wirklich passierte, hatte nämlich aus dem bloßen Reisetraum erst Fleisch und Blut werden können). Später als Epilog der „leere Beutel", und dann tanzten zwischendrein alle Städte, Seen, Berge und Helden vorbei, welche nun bald wahrhaft und wirklich erlebt und geschaut werden sollten. Berlin verkörperte die allerkleinste splitterdünne Schwester, als Kaiser Wilhelm — beim besten Willen sehr schwer zu erkennen —, Thüringen und Harz — (Waldfee und Brockenhexe), dann bis von einer Seite wieder der arme winzige Kaiser Wilhelm, diesmal als Goethe

— die Illusion ging immer krescendo —, majestätisch hervortrat und mit den Mephistoworten aus der Hexenküche: „Erkennst du deinen Herrn und Meister“ (auf diese geistreiche Idee waren wir besonders stolz!), die satanische Hexe vom Harz in kreischende Flucht trieb, worauf ein krampfhaft gehaltener Kattunvorhang fiel und auf der Seite unseres edlen Thüringen, hoch auf einem kleinen Tisch turnend, in einem Staubmantel als Kutte, und mit einem Gesangbuch in der Hand, der Türke und die rosa Fee, diesmal als Luther stand (sie hatte wieder Leibschmerzen) und etwas kläglich stammelte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Da wir diesen Passus sehr erschütternd fanden, waren wir immerhin etwas verletzt, als Papa bei diesem Anblick und diesen Worten in ein donnerähnliches Gelächter ausbrach. Städte und Seen in immer neuen Gestalten zogen vorbei, unter ihnen der Vierwaldstätter See mit etwas mißvergnügter Miene. Diese Nummer war wirklich nicht ganz gelungen. Wir waren sonst zu allen Rollen nach unseren Begriffen äußerst typisch kostümiert, hatten aber für den Vierwaldstätter See beim besten Willen nichts mehr auftreiben können, als entweder eine dunkelgrün angestrichene kleine Badewanne, in die der See sich dann bis zum Halse ducken mußte, oder einen alten, dunkelgrünen, wollenen Rock von Mama, dem Vierwaldstätter See mit einem Schnürchen um den Hals gebunden. Gegen beide sträubte sich die Darstellerin — es war Graf Hoven — mit der gleichen Heftigkeit, worauf wir alle dann ungeduldig wurden: „Gut, wenn du so verwöhnt bist,

dann kannst du eben gar nicht mitspielen," worauf sie finster die Badewanne wählte und ihre Verse, da man ihren Kopf ja kaum sah, hohl wie aus einer Versenkung heraustönten, wohlweislich in jedem Verse als Refrain: „Ich bin der Vierwaldstätter See" meldend.

So zogen sie vorüber, die gelben, blauen und brennend roten Splitter aus dem alten Kinderkaleidoskop, wechselnd, und ineinander verschwimmend, immer blasser werdend, bis der Deckel hinten zugeklappt wurde, der die Pforte vom Kinderlande war. Ich aber kann sie heute nicht ins Schloß werfen, ehe ich noch vom Schönsten und Unvergeßlichsten erzählt habe, das unser Kaleidoskop in sich trug, und das ein veilchenblauer samtner Stern, unter allen Sternen, der liebste war. Das waren die allabendlichen Lesestunden mit Papa. Unter allen kleinen Unsterblichkeiten des Kinderlandes waren diese mit Weihnachten und Sommerglück die großen, die ewig jung Gebliebenen. Zuerst ein Vorleser wie unserer! Vollkommen Kind mit uns! Vollkommen mitverzaubert durch die aufsteigenden Gestalten und Geister, wie sie aus den vergilbten Seiten der alten Bücher aufstiegen. Mitlachend und mitweinend, mitbebend um der Helden Tod oder Leben; mit seiner einen Stimme zwanzig, dreißig neue Stimmen zaubernd, Bösewichter und Fürsten, Kobolde und Hexen, herrliche Ritter und wunderfeine Frauen, Dandys und verrückte alte Damen. So wurden sie denn auch alle lebendig, gruben sich in unsere Seelen in Phantasie, Blut und Adern und unverrückt stehen sie nun da in uns, für alle Zeiten verwachsen mit uns

ſelbſt, wie es ſo lebendig wirkliche Menſchen nie gekonnt.

Ganz zuerſt waren es Chingachgook und ſeine roten Brüder! Das funkelnde Katzenauge, die unhörbare Sohle, das geiſterhaft ſcharfe Ohr der angebeteten Rothäute warfen erſte Funken in unſere allerjugendlichſten Seelen; dann zogen ſanftere Gewalten mit Georg von Sturmfeder, Herzog Ulrich, und vor allem dem Pfeifer von Hardt in uns ein; da weinten wir die erſten Tränen tiefſten Kinderwehs um des treuen Pfeifers Tod und konnten Herzog Ulrichs: „Vom Turme, wo ich oft geſehen hernieder auf mein ſchönes Land," Wort für Wort auswendig. Noch ein Weilchen weiter und Papa führte uns in das dichteſte Dickicht der Ritterromantik des „Zauberringes". Zum erſtenmal erlebten wir die „blaue Blume", die ſelten wohl von Kindern — wenn auch ahnungslos unbewußt —, ſo durſtig geſucht, ſo eingeſogen — deren Glanz fürs ganze Leben ſo unverblaßt geſtrahlt — wie von uns. Himmel, wer ſchildert das Gefühl erfüllten Knaben- und Mädchenſehnens, als Folco von Montfaucons uns in Banden ſchlagende Geſtalt zum erſtenmal vor uns auftauchte, oder als wir zum erſtenmal:

„Wo ſind die ſchwarzen Waffen
mit ihrer Silberzier?
Wo der lichtbraune Streithengſt,
das edel ſchöne Tier?"

hörten!

Unvergeſſen, ein ſchimmerndes Heiligtum noch jetzt! — Dann erſtand uns zum erſtenmal „Ut mine Strom-

tid", immer wieder von neuen mit Entzücken genossen mit den neu heranwachsenden Schwestern, immer von neuem in Onkel Bräsig geschwelgt, mit Havermann und seinem kleinen Lowising auf dem Arm geweint, auf Minings Hochzeit mitgetanzt, Pomuchelskopp verachtet, und alle tief ins Herz geschlossen, mehr als je lebende Menschen! — Und dann tanzten in wirrem Reigen E.T.A. Hoffmanns irre wunderliche Spukgestalten an uns vorbei, nur zu williges Verständnis in unseren Kaleidoskopköpfen findend, und uns unaufhaltsam in seinen schaurig magischen Reigen hereinziehend. Bis dann ernst und metallen andere Schritte erklangen und mit ihnen eigentlich die Hauptperiode unserer ganzen Lesezeit; als Sir Walter Scott seine ersten Worte zu uns sprach, als wir monate-, jahrelang in Schottlands düstern Felsentälern und finstern Bergschlössern, unter seinen geharnischten Rittern und edelreinen Frauen lebten; als nun die Brust zum Zerspringen schwoll, wenn der „Schwarze Ritter" endlich, endlich sein Visier öffnete und eine königlich klingende Stimme leise sprach: „Kennst du deinen eigenen Herrn nicht mehr?" und wir dann fühlten, ahnten — er war es, er war es, Richard Löwenherz selbst! Oder wenn im „Kloster" die seltsam heimlichen Worte an unser Ohr drangen:

„Wenn Piercy Shawton prahlt vor dir
so zeige ihm dieses Zeichen hier!"

und eine Nadel das unerklärliche Zeichen war. Alle, alle die düsteren und die strahlenden, die unheimlichen und die heiteren Kinder seines ritterlichen Geistes zogen

an uns vorbei, den Papa geliebt wie keinen anderen. Und bald nach ihm lehrte er uns des ariſtokratiſchen, innerlich vornehmen Bulwer Geiſt lieben, ließ uns wochenlang in „eine Novelle“, „Die letzten Tage von Pompeji“ und „Nacht und Morgen“ hauſen, für ſeine Lords und Edlen glühen, die Schurken bis zum Zähneknirſchen haſſen, wie nur Papas Auffaſſung und Stimme es konnte. — Dann zog zum erſtenmal Finks mädchenbezwingende Zaubergeſtalt an unſerem Horizont herauf. Dann ſtöberten wir zum erſtenmal in Schröters dunklen Packräumen und Kontoren, ſahen wir zum erſtenmal einen richtigen Verbrecher, den ſcheußlichen Veitel Itzig! Gott, wie blühte und wogte unſer Kopf damals unter dieſem herrlichen Buch! So waren denn Augen und Sinne vorbereitet und offen, den aufzunehmen, und dann nie wieder im Leben loszulaſſen, der nun für alle Zeiten mit zu uns gehört hat, als geliebteſter Freund und Hausgeiſt. Das war Dickens. — Ich wollte, ich dürfte ihm einen Kranz von unſeren liebſten Strandblumen auf ſein fernes engliſches Grab legen, von uns ſieben gewunden, mit den brennendſten Kinderherzen drin. — Denn was Pegotty und Steerforth, was Smike und Mrs. Nickleby, Eugen Rayburn und Lady Dedlock, Florence Domby und Klein-Dorrit uns waren, waren ſie wohl noch nie einem Menſchen auf der Welt, das ſage ich getroſt, und ich wollte, der alte Boz hätte unſerer Tränen geſehen, die wir ſchluchzend geweint, wenn Papa das Buch ſchloß — ſelbſt mit zitternden Naſenflügeln und feuchter Wimper —, und nun „alles aus“ war, und wir es gar nicht

faſſen wollten, daß wir nun von dieſen Menſchen und ihrem Leben ſcheiden mußten. —

Und ſo ſage ich nun — wie es früher in den alten Büchern hieß: Jahre ſind ſeitdem vergangen, und die Pforte vom Kinderlande iſt ins Schloß gefallen und nur gedämpft und ſelten, wie eine leiſe Melodie klingt es noch herüber. Aber wenn ich — nun „der Patriarch" unter uns, einmal nach langer Zeit wieder, inmitten aller Geſchwiſter ſitze; um mich herum die blühenden Frauen und der einſtige kleine Bibliothekar, ein hoher, breitſchultriger Mann, auf ſeinem Schoß einen bis zur Lächerlichkeit ähnlichen Miniatur-Bibliothekar — und alle ihre hier heiteren, dort ſinnenden Blicke auf dem alten Weihnachtsbaum — dem alten ſommerlichen Waldesdunkel weilen ſehe, dann tauchen wieder die ſieben kleinen Kaleidoſkopwichte vor mir auf. Und wenn ich um ſie herum ihre eigenen winzigen Wichtlein krabbeln, ſpielen, lachen und ſchnurren ſehe, dann wird mir ſeltſam ums Herz und ich denke, ob dieſe Kinder wohl auch das Kaleidoſkop mit den roten, grünen, gelben und veilchenblauen Splitterſternen finden und drehen werden? . . .

III

Unſere Weihnachten

Ich weiß zwar nicht, ob es mir gelingen wird, euch davon zu überzeugen, daß unſere Weihnachten wirklich nicht dasſelbe waren, was Weihnachten überhaupt für

ein deutsches Gemüt, ein deutsches Kind sind, sondern etwas ganz Besonderes! Ich selbst aber bin so heiß davon durchdrungen, daß ich euch von unseren Weihnachten erzählen muß, und zwar nicht nur um meinet-, sondern auch um euretwillen. Denn ich habe einfach das Gefühl, als hätte man gar kein Recht, solche verborgenen Schätze und Reichtümer für sich allein zu behalten, es wäre geradezu kleinlich! Es gibt eben Dinge, die über den bloß subjektiv persönlichen Reiz hinausgehen und uns alten Menschen noch nach 20 Jahren das Auge feucht machen, um dann schließlich mit unwiderstehlicher Gewalt ans Licht zu drängen, damit andere sich auch daran freuen können. Vielleicht, daß hier oder dort eine Mutter oder ein Vater sogar die Festzeiten ihrer Kinder mit nachdenklicherem Blick zu betrachten und zu gestalten anfangen, als sie es bisher im Gedränge des vorwärtsheischenden Weiterlebens getan, vielleicht daß hier oder dort lange vergessene Bilder und Melodien, Düfte und Stimmen leise wieder auftauchen und neu belebt eine Auferstehung feiern. Ich habe viele Weihnachten gesehen, seit ich heranwuchs, in reichen und in dürftigen Häusern, bei liebe- und phantasiearmen Leuten und bei solchen, wie wir es waren, mit der ganzen Weihnachtsseligkeit im Herzen. Und als wir selbst dann alle eigene Häuser, eigene Kinder hatten, haben wir's dann alle, jeder nach seiner Weise, versucht, Weihnachten zu zaubern, wie wir's erlebt, mit der heiligen Inbrunst, die dies Fest in uns zurückgelassen. Und doch war's immer nur ein schwacher Abglanz von Gewesenem. So kann's auch nie wieder wer-

den! Es ist nicht mehr die Zeit, es leben die Menschen nicht mehr, die dies Kinderparadies schufen. Die Zeit war die von damals, die liebe, rührend genügsame, als „Apfelschmalunz“ (Auflauf) die eleganteste süße Speise war, die man sich denken konnte, als ein blaßblaues Barègekleid eine fast zu üppige Toilette für einen Backfisch war, als eine Taschenuhr vor der Konfirmation gar nicht erträumt schien, als man mit Herzklopfen Papas Geburtstag kommen sah, der den Abend brachte, wo man das „Theaterbillett“ des Jahres kriegte, als man mit dem Gefühl eines Protzen am Ersten des Monats seinen Zwanziger in einem Muschelportemonnaie klimpern ließ, als Knöpfstiefel zu einem nur in der Phantasie erreichbaren Luxus gehörten; von solchen Dingen, wie einmal im Leben „in einem Zweispänner“ fahren dürfen oder eine ganze Tafel Schokolade für sich allein besitzen, will ich gar nicht reden.

Und der Mensch, der allein alles schuf, war Papa. Der Weihnachtspapa, von dem allein ich heute erzähle. Denn das war ein Extramensch, ganz für sich, ganz abgetrennt vom übrigen Papa, wie unsere Weihnachten abgetrennt von unserem ganzen übrigen Kinderleben waren. Ein breites Sichausleben gab's nämlich nicht in unserem Hause mit sieben allezeit eßbereiten Kindern, wir wurden einfach und kurz gehalten, Extrafreuden konnte und sollte es nur selten im Jahr geben. Aber zu Weihnachten war Papa gegen Sparen! Ich sehe noch sein Gesicht, wenn von Mama oder vom Kaufmann Rechnungen einliefen, die seinen annähernden Voranschlag

übertrafen, — ein sekundenlanger Schatten . . . dann — mehr zu sich selbst als zu uns gesprochen: „Macht nichts, Kinder, es ist Weihnachten", mit solch einer kleinen Krösushandbewegung, die mich jetzt in der Erinnerung entzückt.

Am ersten Dezember pünklich begannen die ersten Vorbereitungen, bestehend vor allem in der Zusammenstellung der Kolonialwarenweihnachtsliste und unserer Weihnachtskalender. Das erstere geschah natürlich in Papas Schreibstube hinter verschlossener Tür, zwischen Papa und Mama allein. Das Geheimnisvolle bei allem, was mit Weihnachten zusammenhing, war nicht nur eine ganz selbstverständliche Hauptsache, auch bei Papa und Mama, sondern einfach etwas Unverletzliches, so daß es uns nicht im Traume auch nur in den Sinn gekommen wäre, etwa nach den Traubenrosinen oder Knackmandeln auch nur zu fragen, geschweige denn irgend etwas zu erlauern und auszuklatschen. Das wäre direkt Heiligtumsfrevel gewesen. Aber vom ersten Dezember an lagerte sich langsam die beklemmend süße Spannung auf uns . . . Im Hause glaubte man — gegen Abend besonders — fortwährend Knistergeräusche, Glockenklingen und Klopfen hinter den Fenstern zu hören . . . Alles tuschelte heimlich, versteckte was und raste davon. Die ominöse Kolonialwarenliste war Jahr für Jahr dieselbe. Denn Papa war zugleich viel zu konservativ und viel zu sehr Kind, um auch nur auf den Gedanken zu kommen, daß neue Herrlichkeiten, zugleich mit den immer zahlreicher und anspruchsvoller werdenden Mündern, um das schwarzlackierte Naschwerkta-

blett und die zwei weißen Fayencevasen mit dem Fuß heranwuchsen! Und wir kamen auch nie auf den Gedanken, daß man mehr als ein Pfund Marmeladen (in Rußland Fruchtpasta) oder etwa einmal etwas anderes als das Päckchen zusammengepreßter, grauer Feigen, das im stillen alle haßten, haben konnte! Dann sagte Papa wohl zu Mittag des ersten Dezember mit geheimnisvollem Schmunzeln: „Nun, Kinder, heute nachmittag geht Papa zu Schramm, um eine merkwürdige Liste abzugeben ...", worauf wir jedesmal in ein siebenstimmiges Jubelgeschrei ausbrachen, das einzig durch Mamas Versprechen, nach dem Kaffee die Weihnachtskalender zu machen, gedämpft werden konnte. Die Sache war nämlich die, daß im stillen die Weihnachtskalender Mama selbst einen Heidenspaß machten, mindestens so viel wie uns. Jedes Kind bekam einen von den großen weißen Papierbogen aus Papas oberer Schublade, die für uns schon an sich den feierlichen Reiz des „Manuskriptischen" hatten, und dann zeichnete Mama uns mit einer Rolle dreiundzwanzig Kugeln auf, jede mit einer anderen Malkastenfarbe angemalt, auf jeder das Datum des Tages mit einer Zahl draufgeschrieben und unten — das wagten wir am Ersten kaum anzusehen ... in einem riesigen Halbkreise drin ein Weihnachtsbaum mit Lichtern und einer riesigen vierundzwanzig darüber. Jeden Abend nach dem Gebet ging dann Mama mit einem Bleistift von Bett zu Bett, und jedes Kind strich zitternd das Datum des Tages auf der bunten Kugel aus, bis die leeren Kugeln immer weniger wurden, jetzt

nur noch fünf, nur noch vier, nur noch zwei, — nein, die Stimmung beim letzten Ausstreichen kann man eben gar nicht beschreiben!

Und nun begann in den ersten Dezemberwochen, Tag um Tag mehr, ein Leben im ganzen Hause, das von Papa an bis hinunter zur Köchin und dem allerjüngsten Geschwisterchen ging, denn „Perlenringe" konnte dieses sogar machen für Papa, Mama und Großmama, und Perlenringe spielten bei uns als erste Weihnachtsarbeit eine große Rolle: ganz blaue, ganz weiße, oder das Feinste, uns schon etwas künstlerisch Erscheinende — blau und weiß abwechselnd. Gott! die Papier- und Silberkannevasachen, mit denen alle Großen überschwemmt wurden! Sie waren ganz eigens dazu da, um nie gebraucht zu werden, diese Plateaus, Uhrständer, Tintenwischer und Zündholzhalter, gar nicht gerechnet die Flechtblätter! Erst bei den mit rot und lila Wolle raupenhaft ausgenähten Kannevasnadelkissen und den etwas schief gestrickten, wollenen Waschlappen fing das höhere Selbstbewußtsein an, dem wirklichen, ernsten Kunstgewerbe näher zu kommen. Aber die glühenden Wangen und heißen, nassen Fingerchen mit der klebrigen Nadel, der im Eifer spitz vorgestreckte Arbeitsmund und die um des Lauerns willen angstvoll vorgeschobenen Landkarten waren die gleichen, bei den fünfjährigen Perlringen oder den elfjährigen Waschlappen: alle waren von dem leidenschaftlichen Ernst der Sache gleich durchglüht. Und Mama saß obenan mit einem Stuhlkissen für Papa — der noch auf unerklärlichen Gängen in der Stadt war —, und dann schlug ihre

glockenhelle Stimme plötzlich an: „Gott sei Dank durch alle Welt", und wir fielen alle sieben ein und eine lange Weile hindurch schwirrte das ofendurchwärmte Speisezimmer von einer nicht abreißenden Kette alter und neuer Weihnachtslieder, jubelnder und sinnig stiller, in allen Tonarten und Stimmungen. Mitten drin klingelte es dann meist. Dann hörte man erst leises Pusten und Schnaufen, wie von Reif- und Schneeabschütteln, dann erklang der gewichtige, dröhnende Schritt, und ganz rot vor Kälte, mit etwas bereiften Locken und dem mysteriösen Schmunzeln, das er in dieser Zeit immer hatte, stand Papa mitten unter uns. Erst hörte er, die Hände in den Hosentaschen, eine kleine Weile unserem Singen zu, mit dem stillen, nach innen gerichteten Blick, den er dann wohl haben konnte, und dann „Kinder, ich habe euch leider eine sehr schlimme Nachricht zu bringen," merkwürdigerweise erschrak keiner, höchstens die Allerkleinsten, die einen Augenblick etwas ängstlich aufsahen, „es werden dies Jahr wohl kaum Weihnachtsbäume sein! Die Sache ist nämlich diesmal die, daß der Kaiser die Tannenbäume schonen will und das Abholzen verboten hat." „Ach nein, Papa, das sagtest du ja schon voriges Jahr!" Papas Zunge ging ganz weit in den Unterkiefer hinunter — das war immer, wenn er auf keinen einzigen Fall lachen wollte —, denn Mama hatte ihm einen etwas spöttischen Blick zugeworfen. „Nein, nein, Kinder, diesmal will ich euch wirklich ganz ernst vorbereiten, damit ihr nicht zu traurig seid. Es schadet ja auch nicht so sehr, denn ich habe gedacht, daß wir unseren alten Gummibaum auch ganz

hübsch aufputzen könnten, ihr seid gewiß alle gern dabei?" „Ach nein, Papa, der Gummibaum ist scheußlich! und dann ist es ja auch alles gar nicht wahr!" Dies wiederholte sich Jahr um Jahr, bis wir längst erwachsen waren, immer neue Hindernisse mit unerschöpflichen Variationen, nie geglaubt, immer wieder versucht!

„Kinder — horcht!" rief Mama jetzt, „es klopft wahrhaftig eben ans Fenster!" Totenstille . . . alles horcht, und wirklich — es schien leise, mit dem Schnee zusammen, an das dunkle Saalfenster zu huschen. Besonders die sich auf „Artigsein" immer schuldbewußt fühlenden Kleinsten sahen sich gegenseitig etwas ernsthaft an, denn Fensterklopfen in der Weihnachtszeit war einfach „Christkindchen". Christkindchen war schon oft lebendig durchs Zimmer gefegt, wie ein Hauch, ungesehen, ungehört, und hatte nur eine leise Spur zurückgelassen, einen ganz rätselhaft auf der Alltagsdiele liegenden Goldflocken, oder am Ende gar ein Schnitzelchen Rauschgold. Himmel, wer das fand! Dieser halb erstickte Jubelschrei, mit dem einer dem andern das Entdeckte zeigte. Mit diesem Rauschgoldschnitzel schlug die ganze Weihnachtsstimmung plötzlich ihre Flügel um uns, immer atemloser wurde nun das Perlenreihen und Stricken, immer glänzender die vierzehn Augen, wenn Mama wieder anstimmte: „Es ist ein Reis entsprungen". — Unterdessen raschelte und knitterte Papa in seinem Zimmer mit Papieren herum, und wir durften dann nicht einmal in die Nähe dieses Zauberzimmers kommen, wo der große schwarze Schrank stand, und hoch oben auf ihm, spitz aufgetürmt, in Papier und

Bindfaden so fest als möglich verschnürt, lagen Packen über Packen, unserer Phantasie die wonnevollsten Möglichkeiten darbietend. Und Mamas kleiner, breiter, gedrungener Wäscheschrank im Speisezimmer, der zweite Sesamberg! „Fort, fort, fort!" rief Mama jedesmal, wenn sie, mit Packen beladen, auch noch kalt und bereift, von draußen an den Schrank lief; nur manchmal schimmerte es rosa oder goldig durch die Ritze, und dann hielt man den Atem an . . . War es am Ende das rosa Barège-Puppenkleid, die Nummer eins vom Wunschzettel?? Denn die Wunschzettel waren ja selbstredend längst geschrieben! Am ersten Dezember bereits lagen sie alle parat auf Papas riesigem Schreibtisch. Je nach Alter und Individualität, pedantisch sauber mit Nummer und Rangordnung und einer kleinen lila Oblate beklebt (das sollte, glaube ich, eine Art ex libris bedeuten) oder aber etwas sehr genial hingekleckst. Numerisch sehr zahlreich oder ergreifend bescheiden, ganz lakonisch oder mit endlosen Kommentaren versehen. —

Mittlerweile waren nun aber schon bedenklich viel bunte Kalenderkugeln abgestrichen worden, und eines Nachmittags, ungefähr um drei Uhr, sagt Papa: „Nun, Kinder, heute nachmittag um fünf macht euch bereit, hinter die Budenfenster zu gehen." Wieder ein siebenstimmiger Freudenschrei! Denn hinter die Fenster gehen, gehörte ganz und gar in die Wonnen der Weihnachtszeit herein. Es bedeutet nämlich nichts mehr und nichts weniger, als hinter den hellerleuchteten Schaufenstern unserer bescheidenen Läden — man sagte aber nur „Buden" bei uns, „Läden" galt für ausländ-

disch und albern — alle Herrlichkeiten der Weihnachtsausstellung zu sehen. Meist mitten in einem Haufen armer, zerlumpter Kinder, und wahrlich mit nicht weniger durstigen Augen und Herzen. Jetzt, wo wir alle alte Leute sind, müssen wir manchmal Tränen lachen über die Exkursion, die sonst kein Mensch in der ganzen Stadt unternahm, auf die keiner verfallen wäre als Papa, wie eben auch keiner sich solche Weihnachten ausdenken konnte. Und dabei war darin, wie in allen anderen Weihnachtssitten unseres Hauses, ein so tiefer Sinn. Aus allen diesen törichten, verwunderlichen Kleinigkeiten wob sich ja eben das glitzernde Märchenreich, das unser Weihnachten war und das mit seinem ganzen Gemisch von Christkindandacht und Feierlichkeit, zauberischem Spuk und Mystifikation, wuchernder Phantasie und bescheidenster Anspruchslosigkeit ein Etwas schuf, das moderne, vernünftige Leute verschmähten und — entbehrten. — Nun glaube man etwa z. B. nicht, daß wir auch in die „Buden" hineingingen und uns drin dann etwas aussuchen durften — nein, das wäre so ganz und gar gegen Papas Idee gewesen, und eigentlich auch gegen unsere! Vor Weihnachten Geschenke!! Aber Jahr um Jahr, so zwischen dem 15. und 20. Dezember, in der Abenddämmerung konnte man uns alle neun, die kleinen Schwestern sämtlich in kornblumenblauen, wattierten Kapuzen, in der Hauptstraße hinter jedem Weihnachtsschaufenster mit an die Scheiben gepreßten kalten Winternasen und im Schnee vor Kälte trampelnden Pelzgaloschen stehen sehen, laut oder leise versunken in Wachspuppen, wirklich behaarte

Pferde, kahle Badegliederpüppchen und Küchen, Dampfschiffe, „Tausendundeine Nacht", „Cook, der kleine Weltumsegler", Walnüsse, Wachslichter und Goldhaar.

Nun waren die Kalenderkugeln mit kohlschwarzem, leidenschaftlichem Bleistiftgekritzel allmählich schon fast alle aus der Zahl der lebenden vertilgt worden, und der 23. Dezember war herangekommen. Schon ein großer, zum Herzklopfen spannender Vorabend. Bereits am Morgen, früh um sieben, wurde man durch Mamas eiliges Hin- und Herhuschen geweckt, und besonders erregend wirkte ihr: „Kinder, Kinder, schnell heraus! Es riecht schon im ganzen Hause nach Pfefferkuchen und Speck, und ihr müßt helfen kommen!" Das zündete! „Helfen" war die Kriegsdrommete für das ganze, nur allzu hilfsbereite „Fähnlein der sieben Aufrechten"! „Heute kann man sich schlecht waschen", tuschelten wir uns zu, und in verdächtig kurzer Frist waren wir denn auch schon im Speisezimmer am Kaffeetisch. Den Milchkaffee heruntergegossen, einen trockenen halben Wasserkringel draufgeknackt und dann die Ärmel aufgekrempelt, schlachtbereit: „Mama, jetzt helfen!" Unterdessen war Papa, ganz allein, wieder einmal aufs rätselhafteste verschwunden — wir wußten wohl wohin . . . Und wie wir eben, mit blauen Küchenschürzen umgebunden, je nach Verdienst und Würdigkeit beim betreffenden Speckschneiden, Mandelstoßen, Rosinenauslesen und Schokoladereiben voll strahlendsten Eifers standen, trat plötzlich Papa durch die Küchentür ein — auch etwas ganz Ungewohntes — mehr Märchenverkünder in Blick und

Miene als je und mit faſt feierlichem Lächeln. „Hurra, Papa! Papa! Er hat den Weihnachtsbaum gekauft!“ Dann hinter ihm ſah man den Hausknecht mit der Axt und noch weiter hinten — o jedes Jahr neu erlebtes ſeliges Wunder! — eine nur zu wohlbekannte, dunkelgrüne Wildnis! „Ach, Kinder — nein, ihr meint den da? Nein, das iſt ja Herr Pohlmanns Baum.“ (Herr Pohlmann war der Hauswirt und hatte Jahr um Jahr nur ganz kleine Zehnkopekenbäumchen.) „Gar nicht, gar nicht, Papa, unſer Baum, unſer Baum!“ Papa verſuchte uns mit ſtummem, wehmütigem Kopfſchütteln zu enttäuſchen, alles prallte aber an unſerer dreiſten Sieghaftigkeit ab. Nun verging der ganze Tag unter der wonnevollen Atmoſphäre gebrannter Mandel-, Vanille-, Schokolade- und Pfefferkuchendüfte, die wie eine ahnungstrunkene Weihnachtswolke das ganze Haus bis in die fernſten Winkel durchzog, und vom Hof aus dem Schnee her hörte man dazwiſchen verheißungsvolles Hacken tönen, und die dunkelgrüne Wildnis, die etwa in der Nähe zu beſehen wir viel zu ehrfurchtsvoll waren, bog ſich abwärts und aufwärts . . . es ſchien was mit ihr vorzugehen . . . Mama und Papa waren kaum zu Hauſe heute, und wenn ſie kamen, mußten wir in die fernſten Winkel des Hauſes laufen vor dem alleraufregendſten: „Fort, fort, fort, Chriſtkind, Chriſtkind!“ Zum Glück für unſere Geduld waren noch nicht alle Uhrſchuhe, Waſchlappen, Buchzeichen und Perlenringe fertig, ſo daß der Nachmittag irgendwie verging, und um 7 Uhr abends kamen Großmama und die Tanten im ſchellenklingelnden Fuhrmannsſchlit-

ten angefahren, alle so geheimnisvoll lächelnd, blinzelnd und vor Kälte, Eifer und Freude glühend, wie es nur Weihnachtstanten und Weihnachtsgroßmamas können. Und jetzt kam ein großer Augenblick: der Weihnachtsbaum wurde hereingetragen! Das durften wir durch eine Spalte der Kinderzimmertür noch allenfalls mit ansehen — wie er kalt, nur ganz leise duftend, durchs Speisezimmer rauschte — einmal im ganzen Jahr! Dann aber wurde die Saaltür fest geschlossen, und wir konnten uns mit unseren Büchern und Handarbeiten um die Hängelampe an den großen Speisetisch setzen und nur ahnen und horchen, was drinnen vorging, oder uns mit großen Augen ansehen, wenn einer der Großen mit Teebrettern, Fäden, Zündhölzchen und Gummiarabikum eilig durchlief, oder am Ende Papa wie aus einer Zauberniſche plötzlich drei große, rot, gelb und grüne Wachsstöcke aus der warmen Ofenröhre holte und schnell verschwand. — Manchmal lauerten wir etwas durchs Schlüsselloch, es war vor lauter dunkelgrünen Zweigen aber kaum etwas zu sehen. Nur in einer Ecke sah man Papa, dunkelrot vor Eifer, über ein Teebrett mit Wachslichtern gebeugt, diese mit ganz besonderen Verrenkungen seiner schönen, weißen, ungeschickten Gelehrtenhände in Leuchter drehen, Stunde um Stunde, unermüdlich, stumm und etwas schweißbedeckt, aber nie es anderen überlassend: „Das versteht doch keiner unter euch."

Ganz seltsames Knistern konnte man hören, goldiges Flimmern vorbeihuschen sehen, und das heiterste aller heiteren Lachen klang immer wieder herüber. Endlich

wurden die Großen auch hungrig! Und insgesamt ging es nun an ein überzeugtes Schnabulieren: natürlich Grützwurst, süße Leberwurst und Palten, Blutkuchen! In welchem gut livländischen Hause aß man heute was anderes! Nach vielen Jahren haben wir es uns etwas scheu und verlegen eingestanden, daß Palten uns allen immer entsetzlich schmeckten, aber keiner von uns hätte damals gewagt, auch nur leise etwas davon zu sagen, sondern die Weihnachtspalte wurde mit aufrichtiger Andacht geschluckt. — Jetzt noch ein eiliges Schlußarbeiten der Großen, viel Tuscheln und leises Verabreden, und dann, vor dem Schlafengehen, sammelten sich noch alle ums Klavier, und das alte liebe „Morgen kommt der Weihnachtsmann" brauste förmlich wie eine Dithyrambe aus alten und jungen Kehlen! Dann in die Betten. Morgen, morgen . . .

Und wie dann der größte aller Kindermorgen anbrach — schwere schneeweiße Riesenflocken schwebten ganz leise und sacht vor dem Fenster nieder, ein feierlicher, lautloser Weihnachtsschnee — da brauchte Mama kein Kind aus dem Bett zu trommeln. Schlag acht waren wir alle heraus, und nun ging es an das bekannte hastige Tummeln von Kindern, die um nichts auf der Welt hätten untätig bleiben können, gerade wenn sie eigentlich nichts, aber auch gar nichts zu tun hatten. — Am Vormittage gingen wir dann alle zusammen auf unseren lieben, ganz nahe liegenden Kirchhof, mit einem kleinen Tannenbaum, an dem nur oben ein einziges Goldsternchen blitzte, und brachten ihn unseren Toten. Auch die an diesem Jubeltage uns plötzlich umfangende,

schneeweiße Totenstille, die weichen, kalten Betten unter den schwarzen Kreuzen, das kurze Atemholen im Rausch dieses Tages, bleibt mir unvergessen. Wir waren aber doch zu ungeduldig, wieder nach Hause zu kommen, um nicht im Trab zurückzulaufen, die blaugefrorenen Hände fest in die Fausthandschuhe geballt.

Und dann war der Mittag da! Weihnachtsmittag — auch einer, wie kein anderer sonst — in seiner Eile, der traditionellen Dürftigkeit seines Menüs. Diese gehörte ebenso zu Weihnachten, wie „heute darf man schlecht waschen", und heute hatte doch natürlich keiner im Hause Zeit, auch nur an schöne Speisen zu denken! Also mit fieberhafter Eile wurden „Tum", Hafersuppe, und Klops verzehrt, denn — die Weihnachtskirche fing schon um vier an, und wir hatten einen weiten Weg und gingen immer alle zu Fuß mit Papa. Mama kam immer erst später nachgefahren, sie hatte zu Hause noch „so viel zu kramen" . . .

Und dann kam die Weihnachtskirche. Alte, kleine, einfache, geliebte Kirche, wie erstrahltest du heute im Schmuck der zwei riesenhohen Tannenbäume mit dem schneeweißen Kerzenputz — wie drängten sich die Menschenmassen in ganzen Knäueln von Pelzen und warmen Jacken durch deine schmalen Glastüren! Wie sah man heute Züge und Gestalten, die das ganze Jahr nicht auf diesen Bänken gesessen oder, wie heute, scheu und wie etwas zaghaft hinter den letzten Säulen standen. Wem noch ein Schimmerchen von Jugenderinnerung, von Mahnen an alte Zeiten, an Vater und Mutter oder fernes zu Hause geblieben, den zog es heute

in irgendeine ſtille Ecke der Weihnachtskirche. Alt und jung, und wen es überhaupt gab, aus unſerer kleinen, vornehm abgeſchloſſenen Gemeinde, den ſah man heute ſitzen oder ſtehen. Und alle mit lächelnden Mienen, alle voll Erwartung, alle mit roten Wangen, alle mit feuchten Augen. Und nun die Kinder! Das war auch nur in unſerer Stadt üblich, daß Weihnachtsabend kein Kind, ſelbſt die Dreijährigen nicht, zu Hauſe blieb. Es war ein unbeſchreiblicher Anblick! Auf jeder Bank, jeder Stuhlreihe, in jeder Ecke ſaßen oder ſtanden ſie, von 14—3 Jahren. Bübchen und Mägdlein, ſchwarze, braune, weißblonde Zöpfe, Löckchen und kugelrunde, abgeſchorene Knabenköpfe — hochrot, mit Augen, in denen ein ganzes Märchenbuch und ein Vierteljahrhundert Träume lagen. — Und nun rückte unſere ſtattliche Schar an, ſicheren Schritts auf unſere wohlbekannte, altvertraute Familienbank in der ſechſten Reihe von vorn zu marſchierend. Da ſaßen wir denn alle ſieben aufgereiht, Mama mitten drin, dann eine kecke Backfiſchpelzmütze, eine ſpitze, ſchwarze Lammfellknabenmütze und fünf kornblumenblaue Kapuzen, immer eine kleiner als die andere, die kleinſte in dreijährigem Format — lauter unverfälſchte Weihnachtskinder! Und ganz vorn, auf den großen Honoratorenſtühlen — Papa, das unverfälſchteſte Weihnachtskind von allen! Der mächtige Kopf tief im Pelzkragen ſteckend, ſtrahlend vor Weihnachtsſtimmung und Winterluft, ein hängen gebliebenes Flöckchen Goldſchaum in den kurzen, dicken Locken, dazwiſchen bei beſonders vertrauten Stellen der Weihnachtsgeſchichte oder wenn

die Orgel brausend ein liebstes Lieblingslied anstimmt, uns verschmitzt zunickend. Ach, wie wir alles verfolgten und mit den Augen verschlangen! Jede Bewegung des Pastors, jeden Orgelton! Und wenn dann wieder einmal die alte, wundersame und geheimnisvolle Bethlehemsgeschichte anhub und vom Altar her das altvertraute „Und es begab sich zu der Zeit, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus . . .", da lief wohl ein ehrfürchtiger Schauder über alle, und wir sahen uns stumm und verständnisvoll an. Und dann ertönte es leise, das holdselige: „Stille Nacht, heilige Nacht", und in den Augen aller Großen standen Tränen, und wir Kinder sangen aus allertiefster Weihnachtsseele inbrünstig, mit weit offenen Mündern, jedes Wort mit. Und dann rauschte das wohl bald 2000 Jahre alte mystische „Denn euch ist heute der Heiland geboren" wie mit großen, weißen Engelsflügeln durch den Raum . . . Aber zum Schluß fing überall ein ungeduldiges, kleines Getrappel, Gemurmel und Gezischel bei den Allerjüngsten an. „Ist es endlich aus?" „Mammi, ich will nach Hause!" „Pappi, wird es noch lange dauern?" „Muß ich noch singen?" Und dann, unter den jubelndsten Hymnenakkorden der Orgel, wogte die ganze große und kleine Christengemeinde hinaus in die dunklen Straßen, in den Schnee, vorbei an vielen, schon verdächtig hell flimmernden und schimmernden Fenstern nach Hause, nach Hause! Und nun noch zwei Stunden grausames, kaum erträgliches Warten. Kein Kaffee — niemand hatte jetzt zu so alltäglichen Mahlzeiten Zeit; ein Rennen und Laufen

aller Großen, Durchtragen von tausend Packen: „Kinder, alle die Augen zu!“ Dann wieder wir selbst mit der ganzen Ladung der betreffenden Uhrschuhe und Perlenringe. „Mama! Bitte dies auf Großmamas Tisch!“ „Aber Mama, bitte vergiß ja nicht mein Geschenk für Papa!“ „Papa, die fünf Sachen auf Mamas Tisch!“ „Ja, ja, ja, Kinder, nur Geduld!“

Dann rastlos gesungen, um den Tisch gelaufen, dann endlich gezählt, bis fünfhundert, bis tausend, um nur den Zeiger zum Laufen zu bringen! Da — — plötzlich — mitten herein — ein durchdringender, heller Ton, der Atem stockte uns: das erste Glockenzeichen! Ich bin jetzt eine alte Frau, aber ich muß gestehen, wenn wir alle vor der verschlossenen Weihnachtstür stehen und das erste Glockenzeichen ertönt, so stockt mir immer noch der Atem, und ich bin wieder sechs Jahre alt. Es ging durch Mark und Bein, jeder Nerv erstarrte in Seligkeit. — „Um Gott, die Leute, ruft die Leute, sie sind wieder nicht da, gleich kann's ja zum zweitenmal läuten . . .“ Da kommen alle Leute, endlich, spiegelglatt gekämmt, verlegen, mit frischgestärkten Schürzen. Großmama und die Tanten sitzen auch schon alle da, endlich schlüpft auch Mama schnell aus dem Weihnachtszimmer herein, einen förmlich unirdischen Duft mitbringend, und da strömt er durch die Ritze, an der wir schon alle mit den Nasen gepreßt stehen, der so wohlvertraute Duft, und eine goldige glitzernde Spalte beklemmt uns fast den Atem . . . Immer stärker wird der Duft, immer heller die Spalte, immer länger bleibt Papa weg — da endlich — es klingelt zum zweiten-

mal! Und nun kommen alle an die Tür, und nun erklingt es, das Lied der Lieder, das Lieblingslied jedes wirklichen Kindes, die schönste Christhymne aller Zeiten, das alte, ewige: „O du selige, o du fröhliche". — Großmama schaut mit ihren alten, halbblinden Augen wie weit in die Ferne, — sie hört wohl noch, wie ihre Kinder vor der Weihnachtstür einst dasselbe Lied mit demselben Jubel sangen, Mama rinnen die Tränen über die Wangen, und uns Kindern bleiben die Stimmen vor Erwartung fast in der Kehle stecken — „freue dich, o freue dich, o Chri—sten—heit". — — Kling—ling—ling — und mit einem berstenden Krach, den auch nur Papa so donnerähnlich zu machen verstand, daß wirklich Paradiespforten sprangen, brachen beide Türflügel auf. Ach — —!

Tiefe, tiefe, tiefe Stille. Aber nur einen Atemzug lang, dann ein gellend hoher Elementarjauchzer der Jüngsten, — denn die Wachspuppe im rosa Kleide, sie war wirklich und wahrhaftig da — da saß sie, und mit ihr der leibhaftige Himmel! Rings herum, in buntem Durcheinander, aber auch traditionellen Plätzen die vielen, vielen Tische für alt und jung, und mitten drin unser Weihnachtsbaum. Keiner mit allerhand wertvollen Kartonagen, auch keiner mit „ästhetischer Auffassung", nur in Weiß und Silber etwa —, nein, ein Phantasiebaum, ein Märchenbaum, ein Kinderbaum. Mit goldenen Ketten, roten Papiernetzen, goldenen und silbernen Sternen, mit weißen Lilien, mit Rauschgoldbüscheln, mit zahllosen Walnüssen, roten Äpfeln und glänzenden Glaskugeln aller nur denkbaren

Farben, alles eingewickelt in wahre Gespinste von Silberhaar und besteckt mit den lieben altmodischen Wachslichten, die das ganze Haus in den Duft hüllen, den man nur einmal im Jahre hat. — Dann geht es ans Umarmen und an den Hals fliegen: „Danke, danke, Papa." „Alles Christkind, Kinder, alles nur Christkind!" Gott, dies Schreien, Jauchzen, Bewundern, Zeigen, Entdecken, diese ganze, nie zu beschreibende, nie zu vergessende stumme und laute Seligkeit! Und mitten drin der große Tisch mit Süßigkeiten. Das war auch wieder etwas von Papa so wunderfein in die Kinderseele hinein Empfundenes und Erdachtes, nämlich, daß wir alles, alles durften an diesem einen, einzigen Abend im Jahr. Von allem Süßen — und ungefragt! — essen, soviel wir wollten; von jedem Wein — heute gab es mehrere herrliche Weihnachtsweine — schmecken durften; zum Abendessen von allen Speisen der Großen mitbekommen; und vor allen Dingen, das Allerhimmlischste — wir durften aufbleiben, solange wir wollten! (Daß alle diese Freiheiten uns gefahrlos gestattet werden konnten, weil wir zu ihrer Überschreitung viel zu aufgeregt, satt, müde, klein waren, ahnten wir natürlich nicht, sondern genossen sie als ein märchenhaftes Glück.) Schwindelig und taumelnd vor Hitze, Glück und unserem Madeiraschlückchen ging's dann zum Weihnachtsabendessen, zum hochwillkommenen „Salzigen" nach den vertilgten Naschwerkbergen! Es war kein üppiges Souper, aber alles geheiligt durch unverbrüchliche, uralte Tradition. Mosaikbuntes Weihnachtsrossol, hellrosa Weihnachtsschinken,

kohlschwarze Grützwurst und vor allem — der Kinderkäse. Da wir sonst das ganze Jahr keinen kriegten, gab es diesmal einen eigenen, großen, goldgelben, ganz für uns allein!

Und dann zurück in den Saal: „Kinder, der Baum, der Baum, seht ihn noch an, er geht zu Ende." Nur noch zwei Lichterchen glimmten, ganz besonders geheimnisvoll knisternd, zusammen mit den leise klingenden, zitternden Kugeln und Fäden . . . Aber da kam auch schon der „Pipifax"! „Hurra, hurra, der Pipifax!" Das war eine Flasche bescheidenen Sekts, die jeden Weihnachtsabend von Papa selbst, feierlich wie ein Prinz, hereingetragen wurde. Der Pipifax gehörte ganz und gar zu Weihnachten; es war gar nicht derselbe banale Ball- und Salonsekt des Alltags, es war durch und durch ein Zaubergetränk mit seinem Silberschaum, und dann kam der Knall — ein herrlicher Knall! und dann: „Schnell, schnell, neue Gläser, Kinder", und jedes bekam dann ein halbes Glas! Und dann sagte Papa jedesmal mit etwas weicher Stimme: „Nun auf alle unsere fernen Lieben", und dann stießen alle an und Großmutter wischte sich dann immer die Augen.

Und so saßen, standen, hockten und lagen wir auf dem Teppich in der warmen, pfefferkuchen-, tannennadel- und wachslichtdurchzogenen Luft.

Und mitten unter uns, in der Fensterecke, auf dem alten, großen, roten Lehnstuhl, saß der Weihnachtspapa. Es konnte ungezählt wechselnde Mienen haben, dies ungewöhnlich ausdrucksvolle Gesicht, — aber diesen

Ausdruck hatte es nur am Weihnachtsabend. So saß er da und schaute zu uns hin und doch über uns hinaus, lächelnd und ernst, wie ein Kind und wie ein Wissender. Und tausend Lichterchen von Humor, Behagen, Wärme spielten um seinen Mund und in den Falten um die Augen. Ich glaube, keins seiner Kinder hat Papa im Weihnachtslehnstuhl je vergessen.

Und so rauschte auch dieser Abend dahin, und mit blinzelnden, nickenden Lidern ließen wir uns halb willig ins Schlafzimmer bringen, krochen bereitwillig, wenn auch mit leise gemurmeltem: „Eigentlich will ich noch la—a—a—nge nicht schlafen gehen" . . . in unsere Betten. In einem Arm ein dicker Band „Tausendundeine Nacht", durch die Gitterstäbe eines Bettes ragte die neue Vogelflinte, wieder in einem Arm lag die rosa Puppe und auf dem kleinsten Kopfkissen ein weißes Schäfchen. Dann Stille — Dunkel — leise, selige Atemzüge . . .

Und allein im Saal knisterte der dunkle Baum, und seine Silbersterne glitzerten heimlich durch die Zweige — knacks — da fiel ein Apfel zu Boden — still . . .

Seltsame Häuser

I

Großmamas Untengarten

Großmamas Garten lag an einem Ende einer kleinen Stadt, wie man ſie in der Stimmung am beſten auf Steindrucken ſieht. Auf den Steindrucken Ernſt Liebermanns, die man nicht anſehen kann, ohne daß einem was im Herzen leiſe zu klingen beginnt. Großmamas Garten darf noch viel weniger verloren gehen als das verlorene Paradies, denn vom Paradieſe finden wir immer dazwiſchen noch kleine Stückchen und Splitterchen. Im Weihnachtsbaum, wenn er leiſe kniſtert und duftet, iſt ein großer Splitter drin. Und im allerjüngſten Birkenwalde, wenn ganz zarte Samtlüfte mit dem Birkenduft um die Wange wehen und ein Fink ſeine erſte Begrüßungshymne dazu ſchmettert; und du bückſt dich dabei nach dem erſten Maiglockenſtengel ins Moos und zwei Bläulinge taumeln unterdeſſen trunken vor deiner Naſe herum. Und wenn du zum erſtenmal im Leben auf einem richtigen Pferde ſaßeſt, die Zügel allein in der Hand hieltſt und der Kutſcher nur hinterher ging und das Pferd dann leiſe zu traben begann und Mama von weitem rief: „Junge, nicht Trab!", und du ihr beruhigend mit leichtzitternder Stimme zuriefſt: „Oh, das macht mir nichts!" Oder wenn du zum erſtenmal die ganz große Wachspuppe, von der du dachteſt, die kriegen nur Kaiſerkinder, im Arm hielteſt und ſie gehörte wahrhaftig dir und ſie hatte ſchwarze Locken; und Hemd-

höslein und Röcklein waren zum Ausziehen mit richtigen Knöpfen, und sie hatte einen Samtmantel mit Muff und Mütze, alles mit Schwan besetzt, alles vollkommen unwirklich! Oder du standest mit dem Allergeliebtesten auf dem kleinen Neapeldampfer und sahst zum erstenmal im Leben aus der Ferne, in violetten Duft gehüllt, mitten aus dem ganz veilchenfarbenen Meer das silbergraue kleine Wunder steigen, das man Capri nennt, und wußtest, du durftest da landen und bleiben! —

Ja, das sind alles Paradiessplitter, die unsere Privatengel aufsammelten, als der liebe Gott das große Paradies zornig zerbrach. Und wer ab und zu einen Splitter findet, dem bleibt was davon hängen.

Aber Großmamas Garten wäre nirgends wieder zu finden, denn den gibt es nirgends mehr. Dazwischen denke ich, der liebe Gott hat ein Einsehen und nimmt ihn mit herüber auf die neue Erde, denn es verlohnt sich der Mühe! Gottfried Keller, der Alte, der kannte solche Gärten, dazwischen auch Ludwig Richter. Es war ein so urdeutscher Garten! Vor allem aber war er beileibe nicht, was man einen einfachen Garten nennt, nein, er war eine Welt für sich, ein großer Begriff, der ganzen Familie heilig, so wenig romantisch, so urvernünftig und nüchtern, wie diese eigentlich war.

Wenn der Frühling kam und Großmama mit den Tanten in den Untengarten zog — nur so nannte die ganze Stadt ihn —, so wurden sie alle jung und die Trennung im September war schwer und trübe. Die fernen, verheirateten Kinder kamen im Sommer „zum

Untengarten" angereist, und die Eingesessenen sahen einem verwundert an, wenn man sie fragte, ob sie diesen Sommer wohl mal nach der Schweiz oder Oberbayern wollten. „Nein, im Sommer haben wir ja den Untengarten." Alle Kinder, alle Enkelkinder wuchsen mit diesem Garten groß. Ihre herrlichsten Spiele, die köstlichsten Obsternten, die allerersten Träume und alle Aufführungen und Feste von Mai bis September — Hochzeiten und Taufen, Verlobungen und Geburtstage —, alles hatte der Untengarten erlebt. Er war ganz und gar gesättigt und erfüllt von Vergangenheit und alle waren verwachsen mit ihm. Großpapa hatte ihn angelegt und hing an ihm fast wie an seiner „Münchener Allgemeinen" und seiner Münzsammlung. Der Untengarten war mit der kleinen Stadt selbst verwachsen, dieser lieben, altlivländischen, kleinen Stadt, die eine schöne, entflammend romantische, alte Ritterruine hatte, deren zerklüftete Profile und Tore bei Mondschein den ganzen begrabenen Spuk von Gelage und Turnier hervorzaubern konnten, und sie hatte einen herrlichen, weitgestreckten See. Aber auch einen altfränkischen Marktplatz, rund, und von einem kleinen Rathaus und kleinen Häuschen, wie aus einer Spielschachtel, mit roten Dächern und kleinen Läden eingeschlossen; in der Mitte stand ein alter Brunnen, an dem noch jetzt die Mägde mit ihren Eimern Wasser schöpfen kamen. Gerade am Marktplatz stand der Großeltern altes stattliches Haus — das „Stadthaus" —, zusammen mit der alten Schwanenapotheke. Ein Haus, wie behagliche, heitere Kinderphantasie es zu

ersinnen und zu zeichnen liebt. Langgestreckt und doch behäbig, mit weitausladendem Dach und kleinen buckligen Dachluken, mit tiefen gewölbten Kellerräumen, einer breiten Steintreppe, neben der zwei alte, runde, Lindenbäume standen; mit der großen eichenbohlenen Haustür und dem Entzücken von uns allen, dem alten schmiedeeisernen Klopfer dran! Und drinnen — ich kann das Gefühl märchenhaften altväterlichen Behagens nicht wiedergeben, das einem überkam, wenn man durch die niedrigen, dämmerigen Zimmer voll alten Hausrats ging —, jene Dämmerung, die, ohne unheimlich zu sein, doch hinter jedem alten Schrank, jedem Treppchen und Tapetentürmchen, was Besonderes, Heimliches, gemütlich Geisterhaftes vermuten läßt. Wandschränke in den dunklen Ecken, die vielen Winkel und Vorbauten, die breiten niedrigen Fenster, alles das war ein Kinderparadies.

Aber doch war das nichts gegen den Untengarten. Ich habe ihn erst erlebt, als Großpapa schon nicht mehr war und hörte nur immer unersättlich zu, wenn sie von der Zeit erzählen, wo die beiden Silberhaarigen, die schon ihre Diamanthochzeit gefeiert hatten, nebeneinander, in zwei großen Lehnstühlen, auf der obersten Terrasse von der Weinlaube saßen. Der Alte mit dem scharfen, klugen und überlegenen Ausdruck Rembrandtscher Greise, über seine Silbertannen hinaus auf den See blickend. Die Alte, emsig an einem weißwollenen Unterrock mit rosa strickend — denn irgend eines ihrer achtundzwanzig Enkelkinder brauchte immer einen. Und die Alten, wenn sie langsam und bedächtig fromm

nebeneinander zur Kirche gingen, früh am Sonntag! Bis die Zeit kam, wo Großpapa schon zu Hause bleiben mußte und das Wetter sehr schlecht war, Großmama allein und traurig, noch langsamer hinschlich, dann schlug er wohl verdrießlich mit der Hand nach: „die Alte läuft auch bei jedem Wetter", den schlecht verhohlenen Neid in den noch immer blitzenden Altefritzaugen.

Als ich den Untengarten zum erstenmal sah, schrie ich auf. Es war etwas von einer vollkommenen Traumerfüllung darin — eine der seltensten Menschenfreuden!

Der Untengarten ist alles: er ist ganz gepflegt und unendliche Mühe und Arbeit, Liebe und Sorgfalt vieler, vieler Jahre ruhen in ihm. Dabei ist er doch ganz und gar wild und systemlos, so kraus, so bunt, so töricht vielseitig und so entzückend einheitlich. In vielen kleinen und großen, schmalen und breiten Terrassen fällt er steil zum See ab. Das ist das eine Schöne und man sieht dabei weit hinaus auf den waldbekränzten See und auf die Ruine, oder durch einen rheinländisch anmutenden Bogen von wildem Weinlaub, hellblank grün im Mai, leuchtend rot mit dunkellila Beeren im Herbst, mit wehenden, blutfarbenen Ranken, hindurch auf ein Stückchen Seeausschnitt mit vorüberziehenden Kähnen. — Die oberste ist die Staatsterrasse. Solche Blumen wie da, sah ich nirgendwo. Im Grunde waren es sehr moderne, feingewählte Blumen —, aber sie wirkten wie Rosmarin, Thymian und Lavendel, die man nie gesehen, aber die man fühlt,

riecht und kennt, wie etwas Urvertrautes, Sterbenssüßes und Heimliches. —

In Großmamas Garten gibt es keine symmetrisch regelmäßige Beete, sondern oben und unten, da und dort sind Büsche von Blumenwirrnissen. Weiße, plüschene Riesenmohne und goldgelbe, kleine seidige Anemonen und zitronenfarbige Astern und blutrote Kaktusdahlien in hohen Büschen, und die schmale, korridorartige Veranda ist von lila Klematis umrankt. Und dann kommen Rosen, immer neue, in allen Farben und Formen, wie ein großer Blumenstrauß! Und durcheinander wachsen diese Blumen alle, in Tuffs und Büschen und Ranken und Rabatten, ein Labyrinth von Büschen und Farben. Im dunkeln ist es kein Spaß, in den Garten hinabzulaufen, denn er besteht nur aus Stufen; Rasenstufen, kleinen Erd- und Holzstufen, und rechts am Zaun entlang ein dunkler, tief heimlicher, schmaler Weg, unter dichtestem Nußstrauchdach, für „Räuber und Wanderer" und erste Liebesgeständnisse gleich gemacht.

Je mehr es nach unten geht, um so mehr hören die Blumen auf, aber auch da zerstört kein „System" den Zauber. Das Reich der Beeren beginnt, der Edengarten der Enkelkinder. „Großmama" sagt ein pomadiger, sechsjähriger Stift, der vier Stunden lang in der Beerenabteilung verschwunden gewesen, „der Untengarten ist wohl schön, besonders bei den Beeren, nur das ist schade, daß man dann nachher, n a c h den Beeren, einen Berg hinauf muß." Und aus der Beerenwildnis lugt man mit glühenden Backen, zerkratzten Hän-

den und lilarotem Munde zu den alten krumpeligen Birnbäumen hin und zu den goldig schimmernden Zweigen der Eierpflaumen, die zuletzt so entzückend platzen und dann einen kleinen honigklaren Tropfen zeigen. Mitten unter den Beeren steht der Rundlauf; von hier herauf hört man abends immer leises Knirschen und Jauchzen oder Angstrufe in den Lüften. „Schwingen die Buben auch nicht zu stark?" fragt Großmama dann mit ihrem ängstlichen Kinderausdruck, und wieder etwas weiter unten, aber doch mitten drin, umgeben von Beeren- und Pflaumenwonnen, steht weitverzweigt die alte Eiche, tief dunkeln weichen Schatten gebend, Tisch und Bänke drunten alt und eingedunkelt; ein Plätzchen zum Rheinweintrinken und Zitherspielen beim Mondschein, Alt und Jung, bunt vermischt, im Kreise sitzend.

Und dann noch eines, die vielen Düfte! In allen Gärten, wo was blüht, duftet es, aber fein säuberlich in Reih und Glied, in der Laube nach Flieder, bei den Rosenbeeten nach Rosen, daß man überall hübsch merkt, man sei in einem zierlich geordneten, wohl bedachten und gebildeten Garten! Nichts davon bei Großmama! Die ganze Luft in ihrer flimmernden Sonnenwärme ist eine wahre Orgie voller Sommergerüche! Nach unreifen, grünen Äpfeln, fast abgeblühtem Flieder und beginnendem Jasmin, der feinste Rosenduft schwebt ganz aristokratisch darüber, so daß nicht einmal der üppige Atem der Levkojen, Reseden und Heliotropen ihn ganz ersticken kann. Und wie eben ein winziges, lächerlich kleines Lüftlein dich liebkosend trifft, bringt etwas Herbes

von Dill und Kümmel mit herauf und überall, wo es schattiger wird, und du nur in die Höhe guckst, fallen dir die Lindenblüten in den Mund hinab. Dicht aber hinter Rosen und Heliotrop, nur einige Schritte abwärts, da liegt auch schon gleich die ganze Gemüsepracht vor dir; ein reiner Märchengarten von fetten Spargelbeeten, allen Bohnen- und Erbsenarten der Erde, zierliche lockige Petersilien und zartes Dillkraut durcheinander, ein sonnendurchglühter, prickelnder Küchenkräutergeruch. In den hohen Erbsenstauden stecken immer Jungenköpfe. „Hört, dürft ihr in die Erbsen?" „Wir haben nie gefragt" knack!, wieder eine zuckersüße Schote durchgebissen.

Nun wieder herauf die schmalen Wege zur Terrasse mit glühend gelber und roter Kresse ganz eingefaßt. Hat nun etwa wohl noch irgendein Garten solch ganz lebendigen, befreundeten, schwarzgrünen alten Eichenbaum, der seine Zweige und seinen Stamm durch den kleinen Balkon oben hindurchsteckt, mit seinen gezackten Blättern und den braunen Näpfchen dran fast in Großmamas Schlafzimmer oben hineinreichend. Er gehört, wie ein alter Hausfreund, buchstäblich ins Haus hinein. Direkt zu Großmama hinein konnte man morgens früh auf ihm klettern: „Guten Morgen, Großmama, da bin ich." Das ganze Gartenhaus von innen mit seinen sechs Zimmern, recht geräumig, lag ja überhaupt ganz und gar in alten, schwarzen, noch von Urgroßpapa gepflanzten Eichen drin, so eingebettet, daß es mit seiner dunkelbraunen Farbe winzig erschien wie ein Pfefferkuchenhaus.

Rechts vom Hause, tief drinnen im Gebüsch, Weinlaub und einer betäubend duftenden Jasminhecke, lag „das kleine Haus", ein winziges Hüttchen mit einer Stube drin. In warmen Sommernächten läßt man die Tür offen und schläft beim Mondenschein. Die Nachtigall singt einem dann in die Träume hinein und die weißen Jasminsterne leuchten aus dem Dunkel wie magische Blüten. Wenn es sehr besetzt ist — es ist immer sehr besetzt bei Großmama im Sommer —, reißt man sich darum, wer im kleinen Hause schlafen kann. Man ist köstlich unkontrolliert da, kann die ganze Nacht auf der Schwelle kauern, von Jasmin und Sommerzauber betrunken werden und morgens mit Kopfweh an den Frühstückstisch kommen, dann ist Großmama so traurig, daß man's doch wieder läßt.

Wie Großpapa und Großmama ihre goldene Hochzeit feierten, wurde an das kleine, halbverfallene Häuschen eine große Halle angebaut. Da traf sich nun die Runde, wenn's kühler wird. Ist's aber warm, so richtig warm für die alte Frau, dann wird unter den Linden und Eichen dicht vor der Halle der Tisch aufgeschlagen. Ein bunter Tisch! Der Fremde, der dazu kommt, denkt, es sei ein großes Festessen. Aber nur der ganz Fremde. Denn der wirkliche Livländer alten Schlages, ob alt oder jung, vornehm oder gering, weiß seit seiner Kindheit, wie's bei Großmama hergeht. Da ist erstmals die ganze Familie mit allen angereisten Kindern, Enkeln und Urenkeln, allein schon eine stattliche Zahl, dann sind da die Freunde und Freundinnen der Enkelkinder, die meist bei Großmama wohnen —,

wenn man im Sommer durch das Städtchen muß, wohnt „man“ eben bei Großmama, so etwas war ja in Livland ganz selbstverständlich. Dann sind Landrats eben „eingekommen“ und sitzen am Kaffeetisch —, pausenlos kreist die Kaffeekanne täglich zwischen vier und acht. Die alte blasse gräfliche Stiftsdame, halbblind, in grünem Augenschirm, läßt die Sonne behaglich auf ihr krummes Buckelchen scheinen, und weiterhin sitzt wohl eine einfache, bescheidene Bürgersfrau mitten drin; und da kommen Pastors über die Halle hergegangen; und neben Großmama sitzt ein sehr, sehr großer Künstler und seine müden Augen suchen immer wieder Großmamas Lächeln. Es hat nämlich seine eigene Bewandtnis mit diesem Lächeln, es schwebt über allem und regiert in seiner stummen Beredsamkeit, so ungewollt die ganze Tafelrunde. Es ist ein ganz besonderes Lächeln, sehr alt, weil allvergebend. Sehr jung, weil allverstehend.

Und nun sage ich's also gerade heraus, daß Großmama, auf einem weichen Ruhestuhl, wohl jedenfalls mit dem Untengarten zusammen, vom lieben Gott heraufgerückt werden wird. Denn sie ist nämlich die Untengartenseele. Eine stille, taubenhafte, alliebende, allumfassende Kindes- und Mutterseele. Mich dauern alle Menschen, die Großmama nie gesehen haben. Alte Menschen mit weißen Haaren und dem heiligen Lächeln sind immer etwas Entzückendes, aber Großmama war allen voraus. Glaubt aber nicht, daß Großmama etwa eine von *den* „Jenseitigen“ war, die nur noch verklärt durchs Leben wallen und ihre Tage zählen. O nein, Großmama war ein ganzes Erdenkind, so sehr sie

mit ihrem Herrgott auf gutem Fuß stand. Wenn großer Besuch geladen war, oder die allerliebste Freude der sonntägliche Kirchgang kam, oder am Sonntag abend sich alle Kinder und Kindeskinder um sie sammelten, dann war Großmama die stattlichste von allen. Dann saß sie in der Mitte in der großen schwarzen Samtmantille, die mächtige Amethystbrosche vom berühmt gewordenen Ältesten, dem Berliner Professor, ihres Herzens Stolz, vorgesteckt. Die peinlich gefollte, blendend weiße Mullhaube mit der Samtschleife und den langen gestickten Bändern auf dem schlohweißen Haar. Sprechen konnte sie nur noch wenig. Sie war gar so alt und müde, aber keiner vergißt das Lächeln, mit dem sie einen nach dem andern ansah, und den Jüngsten und Lustigsten zunickte. Großmama liebte es, wenn wir duftig und festlich angezogen waren, und hatte ein scharfes Auge dafür. Fuhr man hinaus zu Landrats oder aufs Schloß, dann durfte man nicht etwa bloß gerade „anständig angekleidet" sein, denn Großmama hatte ein feines, patrizierhaftes, altfränkisches Schönheitsgefühl. Sie liebte zarte weiße und rosa Kleider bei jungen Mädchen und hatte auch was für Seidenrauschen und einen stattlichen Straußfederhut übrig. Als ihre Töchter jung waren, hatte sie ihnen ihre Ballkleider ausgesucht und ihren Schmuck bestimmt und zu ihrer eigenen goldenen Hochzeit ein goldgesticktes Atlaskleid getragen. Jetzt war das standesgemäße Repräsentieren der Frau Bürgermeister wohl mit vielem anderen dahin, aber ein kleiner Rest von Weltlichkeit hing ihr noch an und machte sie

noch lieblicher. Sie war unglücklich, wenn an der großen Tafelrunde weiter unten die Söhne und Enkel Witze machten und ungezogene Geschichten erzählten, und sie hatte nicht alles hören können; abends beim Auskleiden klagte sie mit ihrer sanften Stimme ihren Töchtern dann ihr Leid. Ach und wenn Großmama betrog, nie habe ich unschuldigere, taubenfrommere Betrügeraugen gesehen! Die Alte hatte ja einen schwachen Magen und mußte unglaublich zart und raffiniert ernährt werden. Eine der Hauptaufgaben der Töchter, von denen sie beinahe buchstäblich auf Händen getragen wurde. Aber beim Essen verstanden sie keinen Spaß und es gab dann dazwischen einen großen Kummer! Dann konnte Großmama leise vor sich hinklagen, daß sie nur das bekäme, was sie nicht wolle — mit einem tiefen, tiefen Seufzer. Waren die Tanten dann mal eine Minute aus dem Zimmer und eines von uns ahnungslosen Enkelkindern kam: „Großmama willst du noch einen Fastnachtskrapfen?" „Ach ja," konnte sie dann mit unwiderstehlicher Sanftmut sagen — es war überhaupt nicht ganz leicht, der Alten zu widerstehen — und flugs hatte sie den Fastnachtskrapfen auf dem Teller und knupperte schon an ihm. „Um Gottes willen, Mama, was machst du! Du weißt doch, daß du das nicht darfst," flog eine der Tanten ins Zimmer, und ein hilfloser, ein Spürchen schuldbewußter, ein Atom schlauer Blick war die Antwort.

Von sechs bis acht kam ein kleines, halbwüchsiges Mädchen zum Vorlesen zu Großmama; Großmama hatte ihre ganz speziellen eigenen Zeitschriften und Trak-

tätchen. Und ich habe den Verdacht, daß die Alte dazwischen bei all ihrer tiefen Kindesfrömmigkeit doch ab und zu von der Langweiligkeit des „Nachbar" — ihres Hauptblattes — überwältigt, einnickte. Aber es wurde unentwegt zwei runde Stunden gelesen. Dann lüfteten die Tanten sich etwas aus, liefen spazieren, machten einen kleinen Besuch; blieben sie aber über die Lesezeit hinaus weg, so war die Alte verzweifelt; „ich war so lange allein", sie liebte es überhaupt nicht, wenn man ausging, sie war der geselligste alte Mensch auf der Erde. Großmama war keine Heilige, sie war viel mehr als das, eine zerschmelzend weiche, zarte, ganz mädchenhafte alte Frau, mit einer Liebesfähigkeit, die alle Welt umfaßte. Man wünschte sich geradezu verirrt und verloren zu sein, um Großmamas Knie zu umfassen, von ihr wieder angenommen zu werden. Und ihre kleinen Menschenschwächen machten sie nur noch mehr zum Lieben geeignet. Ich wollte, ein ganz feiner Gemütsmaler hätte sie mal als Urgroßmama gemalt! in einem schwarzen Damastkleide, der mächtigen weißen Blondenhaube und ein Urenkelchen im Arm — mit einem Ausdruck auf das Kleine herabsehend, der sie ganz jung machte, und dabei doch die schneeweißen Haare.

Ich glaube geradezu, daß, wer in Großmamas Untengartenluft aufwuchs, ein guter Mensch werden mußte. Und so sind sie es auch alle geworden, der alte Bürgerstamm in der kleinen Ruinenstadt. Klar wie Kristall und fest wie Eisen. Und wer diese Untengartenluft nie atmet, nie den Flieder-, Apfel- und Dillgeruch eingesogen, nie sich an den Eierpflaumen krank gegessen, durch den

Wildweinbogen auf den See heruntergeſchaut; nie unter der alten Eiche Schatten mitten in der großen Tafelrunde geſeſſen, eine Kaffeekanne nach der andern hat wandern, einen Berg warmer Krapfen nach dem andern hat herbeitragen ſehen; und mitten drin nie die kleine alte, krummgebückte Frau, mit den allverzeihenden Augen erlebt, dem iſt eben ein Stückchen Erdenparadies verloren gegangen. — —



II

Das Zauberhaus

Es gab in unſerer Heimat Häuſer — ſie werden jetzt immer ſeltener —, die wir „Zauberhäuſer" nannten, denn auf und in ihnen war Verzaubertes.

Ich kannte ſolch ein Haus. Und noch jetzt, wenn wir bei den Erinnerungsgeſprächen unſerer Jugend auf dies Haus kommen, umfängt mich ſeine ganze, ſeltſame Atmoſphäre, wie ein Duft, eine Beleuchtung. Ich empfinde dann das unheimlich Trauliche, phantaſtiſch Skurrile, das E.T.A. Hoffmannſche dieſes alten Hauſes faſt noch ſtärker, viel bewußter wie als Kind. Seine Häupter ſind längſt dahin, die Kinder alle weit verſtreut, aber Duft und Farbe aus jenen alten Zeiten, Räumen und Geſichtern ſind unverwelklich geblieben und mit lächelnder Wehmut verbunden.

Mitten im Botaniſchen Garten, vor dem dunklen

kleinen Teich stand das alte, weiße Haus. Es gibt ein feines nervöses Gedicht von A. de Nora, das vom „weißen Haus der Träume" singt. Wenn ich es lese, muß ich an dies weiße Traumhaus denken. Schon der Teich war unwirklich und paßte ganz zum Hause. Im Winter war er die Schlittschuhbahn für die „goldene Jugend" unserer Vaterstadt, dann gehörte er in ein ganz anderes Gebiet und hatte auch ganz und gar nichts Verzaubertes. Aber im Sommer war er so dunkel, so versunken, so furchtbar stumm und auch die Wege und Bäume in ihm hatten alle solch unwirkliches bläuliches Dunkel. Und vor ihm hingelagert lag das schmale weiße Haus, ebenso totenstill und vereinsamt, ohne Hof und Scheuer, Gesinde und Nebengebäude, wie der Teich allein wie ein dunkles Auge dalag. Es hatte etwas Italienisches mit seiner Loggia, die die Veranda bildete, auf ihr wuchsen seltsame Farren und Schlinggräser, wie sie sonst nirgendwo waren. In malerischer Unordnung quollen sie aus großen Kübeln. Die Glastür — immer offen — führte direkt in den großen Saal. Ein eigentliches Vorzimmer gab es nämlich nicht, sondern man konnte nur noch von der einen Ecke des Hauses durch eine kleine, halbversteckte Wintertür in den andern Flügel des Hauses kommen. Gerade gegenüber diesem Eingange führte eine Glastür ins Botanische Laboratorium.

Dieses war nun ganz und gar verzaubert für uns, obgleich wir nie ganz drin gewesen sind, sondern immer nur bis zur halboffenen Tür kamen, bis der „Theophrastus Paracelsus" dieses magischen Raumes — so er-

schien des Hauses und Gartens Herr — auf die Schwelle trat und uns zunickte. Mir ist jetzt, als müßte ein feiner Kräuterduft von ihm ausgegangen sein, und etwas von dem lebenslangen Zusammengewachsensein mit den Kräutern und Blumen der Erde war sicher in ihm stecken geblieben; ich hätte mich nicht gewundert, wenn er sich in eine eigentümliche, nur einmal alle zehn Jahre blühende Knolle hätte verwandeln können. Etwas Weltfremdes, Elementares, wie zart von Pan selbst Herwehendes sprach aus seinen kleinen, freundlichen, kurzsichtigen Augen, und wenn wir kamen, zog sein Gesicht sich in tausend sonnenfreundliche Runzeln und der ganz kleine, glatzköpfige, magere Mann verwandelte sich in Kinderlächeln und Herzensgüte, über der ein feiner Hauch einer erdabgewandten, sensitiven Künstlerseele schwebte.

Meist kam man nun aber doch von der offenstehenden Glastür einfach in den Saal. Auch ein Saal wie kein anderer. Ich kann es mir gar nicht vorstellen, daß es jemals sehr hell drin gewesen wäre, und ebensowenig, daß die Menschen, die da ein- und ausgingen, laut aufgetreten wären. Eben das Licht, das Träume über alles ausbreiten, schwebte wie etwas Körperhaftes über den Räumen. In der Schwelle der Tür stand dann plötzlich jemand von den Hausbewohnern und sagte sofort irgend etwas aus seinen augenblicklichen Basteleien und glühenden Interessen Versonnenes und Verträumtes zu einem, ohne viel Begrüßungszeremonien, ohne Fragen und Staunen, wie und woher man gekommen; man mochte nun vor acht Tagen oder vor acht Monaten

dageweſen ſein, Haus an Haus mit ihnen leben oder eben von weitem angereiſt ſein. Immer war man gleich mitten drin im Zauberkreiſe ihres verinnerlichten und dabei elementaren Naturlebens, das ſo viel Myſtiſches und ſo viel Primitives hatte; mitten drin in den Palmen und Schlingpflanzengruppen und den blühenden Orchideen dieſes Zimmers, die mit ihrer märchenhaften, langfingerigen Sonderbarkeit ganz und gar hier hinein gehörten. Mitten drin in die ſeltſam anziehende Regelloſigkeit, in der Möbel, Wände und Stuhlgruppen zueinander ſtanden, unkonventionell, nie unſchön. Man wunderte ſich auch bald über gar nichts mehr in dieſem Hauſe, ſo ſchnell nahm einen die Atmoſphäre der Zimmer und Menſchen und ihres ganzen Lebens gefangen. Der Eindruck des Teiches und der weißen Loggia, des Laboratoriums und ſeiner feinen ſeltſamen Inſaſſen, des faſt noch wunderbareren Studierzimmers des Hausherrn, des dämmerigen Saals, des Knabenzimmers oben im Giebel und — wahrlich nicht zum wenigſten — der Herrin des Hauſes, war ein zwingender.

Ich kannte einmal ein Märchen, „die weißen Mäuſe", das eine faſt atemraubende Wirkung auf mich ausübte, das ich ſpäter nie wieder in die Hand bekommen, das ſelbſt wie ein Spuk zerrann. Da kam ein Zauberwald vor, von einer dichten Hecke umwachſen; durchdrang man dieſen, ſo wuchſen die Zweige hinter einem ſofort wieder zu, man war im Bannkreis der weißen Mäuſe und konnte nie mehr hinaus. Etwas von der Stimmung dieſes Märchens überkam mich

hier, ohne daß die Einwohner, lauter aus Moos und Erde geborene Naturkinder, das ahnten. Es gab keine Methoden, Systeme und Pläne für die Gesellschaft und Formenordnung dieses Hauses. Alles, was andere Häuser so manierlich, so fein sittsam und europäisch, so ganz und gar überraschungslos und langweilig machte, gab's hier nicht. Nicht abgezirkelten Verkehr, nicht regelmäßige Einladungen und Gesellschaften, nicht eine einzige streng abgeschlossene Besuchsklasse, keine üblichen Speisefolgen, üblichen Toiletten, nicht die sonst in unseren Kreisen selbstverständlichen Interessen bei den Alten oder Jungen. Und das Sonderbarste war, daß wir alle hier uns nie über etwas wunderten, ohne uns doch klar über den Grund dieses stummen, mit einem gruseligen kleinen Wohlgefühl verbundenen Hinnehmens zu sein.

Ja, die Hausfrau! — Das war auch eine seltsame, ganz und gar unalltägliche, unvergessene Frau! Angefangen von ihrer ganzen Erscheinung, nach der man sich umschauen mußte und die auch wieder aus einem Guß war; zusammen mit ihrem Mann, ihrem Hause, ihren Blumen, ihren selbstgemachten berühmten Kräuterschnäpsen von zehnerlei Art; sie trug kurze Haare und rauchte! Eine bei uns und gar noch damals, einfach unwahrscheinlich seltsame Sache; sie ging im Sommer am Strande in Wasserstiefeln, einer Mütze und wohl auch in Männerkleidung mit ihrem Mann in die Wälder und Moraste, nach Blumen, Kräutern und Vogeleiern; dort am Strande, wo sie die Mutter und „Landesfürstin" geworden war, heilte sie Kranke,

pflegte Wöchnerinnen, war allgemeine Patin, machte kleine Operationen und wurde von allen Fischern und Schiffern gesegnet.

Aber dann konnte sie auch wieder ein etwas altfränkisches, silbergraues Seidenkleid mit echten Blonden tragen, und einen alten schönen Amethystschmuck und langen, schwarzen Spitzenschleier im Haar. Mit ihrem geliebten Lebensgefährten war sie Botaniker und Herbariensammler, Arzt und Philanthrop. Dabei von einer Herzensimpulsivität und Treue, wie man sie in dieser Färbung mehr bei Männern — denn gerade in der Freundschaft war sie stark — findet. Auch ihre wildromantischen Geschichten und Jugenderlebnisse möchte ich nicht missen; gehörten sie auch mehr zu ihren Schwächen, so waren sie doch ebenso frei von Bosheit und Klatsch, als getränkt von fast kindlicher Phantasie, und einem kleinen künstlerischen Anhauch und gehörten ganz und gar zu ihr. Unter ihren Händen erblühten wahre Blumenwunder, mit denen dann etwa am einfachsten Werktage der Eßtisch wie zu einer großen Festtafel geschmückt war, wozu dann aber das allerwerktäglichste Essen erschien; nur konnte es vorkommen, daß dann zum Schluß, wenn etwa ein Lieblingskamerad der Söhne da war, ungeladen, nicht als Gast, sondern als etwas Selbstverständliches betrachtet — obschon er vielleicht einige Monate nicht dagewesen war —, die Zauberfrau an eine Wand ging und mit ihren Händen einfach aus dieser Wand — kein sterbliches Auge konnte einen Schrank in der Tapete entdecken —, eine Flasche alten Rheinweins nahm und ihn mit

einigen schillernden Römern auf den Tisch stellte. „Da habt ihr Jungens, weil Erich da ist."

Ganz ebenso seltsam und zu ihnen gehörig war auch ihr ganzer Verkehr; aber auch wieder wie alles übrige unbewußt und ungewollt, aus dem Naturboden entsprossen. Sie hatten nämlich keinen bestimmten Verkehr wie andere; nicht Leute einer festgelegten Richtung, eines speziellen Kreises gingen bei ihnen aus und ein, nein, man konnte bei ihnen alles nur Denkbare treffen. Und hatte man dort vielleicht durch Jahre, zufällig oder eingeladen, Menschen eines bestimmten Schlages aus- und eingehen sehen (immer eines ganz andern Schlages, als man ihn bei uns sonst traf, von denen man auch nie erfuhr oder sich zusammenreimen konnte, auf welche Weise sie den Zugang in dies Haus gefunden), so irrte man sehr, wenn man glaubte, das sei also ihr Hauptumgangskreis. Denn plötzlich tauchten dann Studenten, alte Herren, junge Mädchen wie aus Versenkungen dort auf, von deren Existenz man entweder überhaupt nie etwas geahnt, oder die man überall in der Stadt eher vermutet hätte als hier. Und zwar tauchten sie dann nie wie Neuankömmlinge und Fremde auf, sondern wie uralte Bekannte des Hauses, die vielleicht im stillen ebenso verwundert waren, uns da zu sehen, wie wir sie. Und keiner von den Hausgenossen erzählte auch je, weder vorher, noch nachher, wie sie mit diesen Meteoren bekannt oder verwandt, so klein unsere Stadt, so eng befreundet meine Eltern auch mit diesem Hause waren. Ja, es konnte sogar passieren, daß man nach vielen Jahren Aus- und Eingehens hier,

zu einem geladenen Abend plötzlich mit seinen eigenen alten Bekannten — und zwar oft gerade mit solchen, die so total aus einer anderen Welt waren, als dies Zauberhaus, eben aus der normalen Wirklichkeitswelt — zusammentraf, wo man gegenseitig nie etwas von seinem Verkehr in diesem Hause geahnt hatte; dann sah man sich wohl einen Atemzug lang etwas verdutzt an, ging dann aber sofort zur heitersten Tagesordnung über.

„Verkehren eigentlich die oder die im Botanischen Garten?", fragte man vielleicht. „Ich weiß nicht." — Aber man fragte nie, denn alles schoß dort aus Versenkungen.

Nicht nur die Menschen; auch die Stimmungen, die Zu- und Abneigungen, die Talente und Gaben, die hier wurzelten und verborgen blühten. Die Söhne waren eigentlich alle Seeleute, und das war auch ganz echt hier; „man" war sonst nie Seemann aus unserer Stadt. Eine Luft von Teerjacken und herber Meerluft, wetterfester Unbeugsamkeit, Verwegenheit und Derbheit wehte von ihnen; von ihren braunen Gesichtern oder ihrem Falkenblick oder ihren schwieligen Händen. Man hatte das Gefühl, als gehörte es auch ganz zu allem anderen, wenn im großen Dämmersaal, dazwischen in Ecken Lotsen mit Südwestern und Hornpfeifen stundenlang im Dunkeln sitzen und schmauchen konnten. Zartes und Künstlerisches war nicht die Art der Leute hier — dachte man —, mußte man denken! Dabei aber konnte man jeden Augenblick gewärtig sein, daß, wenn man etwa nach dem Abendessen im großen,

halbdunklen Saal saß, der Vater etwa an irgend etwas Wunderfeinem schnitzte; die Hausfrau in einer losen, grauen Jacke mit ihrer Zigarette auf einem Schaukelstuhl saß, in jeder dunklen Ecke irgendeins der Kinder, mitten drunter ein junger Pole in Wasserstiefeln — da waren immer dazwischen Polen in Wasserstiefeln —, plötzlich der älteste Sohn, breit und schwerfällig, ohne jede Veranlassung an den Flügel ging und ganz still eine Beethovensche Sonate, mit wunderbar verträumter Poesie, herrlich spielte; und dann zum Schluß irgend jemand aus der Ecke halblaut den Polen anrief: „Wladja, geh und spiele doch die Cis-Moll", und dann zog Wladja von irgendwo seine Geige heraus und spielte vollkommen künstlerisch, daß einem das Weinen ankam, die Cis-Moll. Oder ein anderes Mal mußte man etwa am Vormittag dort was bestellen, und während man lange in dem ungewohnt hellen, totenstillen Saal wartet, fällt der Blick plötzlich auf eine feine, ganz im Duft aufgelöste Aquarellskizze. „Wer hat das gemalt", fragt man einen Hereintretenden. „Das? Papa." „Ja, malt Papa denn? Seit wann?" „Papa? Ab und zu," und man spricht etwas anderes.

Ins Studierzimmer des Kräuterherren bin ich als Kind aus Angst nie ganz hineingegangen. Immer nur von der Schwelle aus guckte ich durch die Türritze hinein. Es war mir zu unheimlich und ein vollkommenes Alchemistenstübchen, noch viel mehr als das Laboratorium. Durch ein kleines Türchen führten zwei Stufen hinauf; es war eng und schmal; sicher trieben Alraune und Nebelmänner dort ihr Wesen, die Wände

waren hohe, kastenartige Glasschränke, in denen reihenweise, seltsam schlanke, japanisch aussehende Vögel ausgestopft standen. Von der Decke hingen die entzückendsten, selbstgeschnitzten, ganz wie lebendig aussehenden Schiffsmodelle herab. An den Wänden feine, kleine, stimmungsvolle See- und Waldstücke in Öl und Aquarell. Das alles kommt mir aber erst jetzt recht zum Bewußtsein, damals übermannte mich immer nur der Bann dieses magischen Raumes.

— — Aber für die vielen Jungens und jungen Leute, die dort befreundet waren, die Kameraden, war doch das Schönste das Knabenzimmer oben! Durch die Küchentür über eine hohe, steile Stiege, kam man zuerst auf den dunklen, langen Korridor, in dem man sich durch tiefste Finsternis an Kisten, Kasten und Schränken vorbeitappen mußte, bis man mit dem Kopf an eine kleine Tür stieß und hineinstolperte. Dort sah man zuerst nichts als einen glimmenden Lichtring an der Decke — der Widerschein von des Seebären Pfeife mitten aus einer blauen Rauchatmosphäre —, in der fast völligen Dunkelheit gespenstisch leuchten. Luft gab es da nicht, nur dicken Pfeifenqualm, denn es war immer eine Horde Kameraden da, Studenten, Musiker, Abiturienten, Schüler. Dies Ideal von einem Knabenzimmer, ganz für sich, ganz unabhängig vom Familienhaus, war natürlich der Sammelpunkt aller. An der Decke eine große, altmodische Hängelampe, an der einen Wand ein uralter, wachstuchener, zerplatzter, schief gesessener Riesensofa. Mitten im Zimmer der mächtige Kachelofen, neben ihm ein wahres Monstrum

von Tisch, zerschnitten, bekritzelt, eingekerbt, zersägt, wie es ja anders bei Knabentischen nicht sein kann; Stühle, eine Drechselbank, neben der immer einige, bis in die winzige Einzelheit ausgeführte Schiffsmodelle aller Art lagen, auch künstlerisch fein verarbeitet. Auf dem Tisch waren Bücher verstreut, alle Arten mathematischen Geräts, irgendwo hingen Flinten und ein ausgestopfter Uhu über einem Riesenkompaß.

Und auf dem Diwan, auf der Diele über den Tisch gestreckt, lagen, saßen, standen, baumelten Jungens. Immer im hitzigen Gefecht über irgendein Problem. Meist mathematischer Natur, oft naturwissenschaftlicher, oft nautischer, nie trivialer. Einer gab dem andern schwierige Fragen zu lösen oder es wurden die durch viele Jahrhunderte hindurch von den größten Leuchten der Wissenschaft ungelösten, unlösbaren, geometrischen Aufgaben doch noch mal von den Jungens probiert. Mit heißen Köpfen, die Augen zugekniffen von beißendem Rauch, mit glühenden Backen disputierten sie und zermürbten sich ihre jugendlichen Gehirne; dazwischen warf der Seebär, der allein weit ab in der halben Dunkelheit emsig und versunken an einem Schiffsdeck schnitzte, einen pfiffigen Blick auf die Streitenden, stand dann auch wohl langsam auf, kam breitspurig näher, pflanzte sich, beide braune Riesenfäuste in den Hosentaschen vor sie hin, die kurze Pfeife im Mundwinkel und sagte gemächlich, mit unerschütterlichem Phlegma irgendeinen sehr guten, schlagkräftigen mathematischen Einwurf — er hatte einen glänzenden Rechenkopf —, daß alle ihn etwas verdutzt ansahen,

worauf er ebenso ruhig wieder „auf Deck" ging. Himmlische unvergessene Knabenstunde in der rauchigen Dachstube. Nie war ein Tropfen Alkohol dabei, kein Bequemlichkeitshauch in dieser frischen, herben und doch durchgeistigten Knabenluft nötig.

— — Dahin, dahin . . . auch dies alte, einzigartige Haus — fremd und entzaubert die alte Klause, Säle, Korridore, Zauberschränke. Dahin der Zauberdämmer drinnen, dahin mit dem Beherrscher der Alraunen, Kräuter und Vögel; der seltsamen Herrin, die bis zuletzt bei grauem Haar noch so merkwürdig leuchtende Augen hatte; die bis ins Grab hinein sich selbst treu blieb, in Wunderlichkeit, Erdenfremdheit und Herzenswärme — aber nicht dahin in den Herzen derer, in deren Jugendtage der aus Wellen, Waldluft, Blumengeruch, Käfersummen, Vogelsingen und Erdboden aufsteigende Schein und Duft und Klang geglitzert — verweht und verträumt wie aus einer anderen verschollenen Fabelwelt.

III

Offene Türen

Beim Hauptbuchhändler in der wichtigsten Straße unserer Vaterstadt war eines Tages ein in Kreide gezeichnetes Bild ausgestellt, das den Charakter improvisierter, im Moment einer Inspiration entworfener

Arbeit ebenso in sich trug, als den unzweifelhaften Talentes und blitzartigen, künstlerischen Erfassens. Es stellte ein Auditorium im chemischen Universitäts-kabinett vor, die Köpfe der Studenten kaum skizziert, ebenso der Hintergrund der großen Schränke und Regale mit den Phiolen, Flaschen und Trichtern kaum angedeutet. Aber im Mittelpunkt fast rembrandtscharf beleuchtet, wie von einem wundersamen Licht, ein alter Mann, mit den langen gespreizten Händen auf beide Arme gestützt, aufrecht stehend und wie gespannt nach vorne gebeugt zu seinen Hörern blickend. Aber *wie* blickend! Ein schmaler, spanisch geschnittener Kopf, silbergraues, bürstenartig emporstehendes Haar über hoher Gelehrtenstirn, spitzer, grauer Bart, scharfe feine Züge, strahlende Freundlichkeit in jeder Runzel, im gewinnendsten Lächeln und über alledem ein paar kleine, falkenhelle, eben gerade vom Blitz eines Gedankens fast ekstatisch durchlichtete Augen. Visionär deutlich tritt dieser Kopf aus der Skizze. Viele bleiben vor diesem Fenster stehen — erst verwundert, dann mit lächelndem Erkennen.

Wir alle kannten den Mann, wer kannte ihn nicht! Ihn und sein Haus! Es war wohl das populärste der Stadt! Vor allem sollte man sagen, das gastfreundlichste, wenn dieser Durchschnittsausdruck genügen würde für das Menschengewoge dort.

Der Alte — soll ich ihn ein Original nennen, nein, es ist wieder ein zu trivialer Ausdruck für ihn —, denn er war einer von den ganz Großen in seiner Wissenschaft, ja, es beneideten uns die Leute in Westeuropa

schon, wenn sie hörten, bei wem wir aus- und eingingen. Jedes Kind kannte ihn von weitem auf der Straße schon an seinem Gang —, er war der einzige „Paßgänger" der Stadt, wenn er mit seinen schrägen, elastischen Riesenschritten, den nach beiden Seiten taktmäßig pendelnden Armen, dem strahlend verbindlichen Lächeln, das er für jedermann hatte, wie ein großer Vogel daherschoß. Nie war es einem Menschen gelungen, ihn zuerst zu grüßen, denn auf zwanzig Schritte hielt er seinen unveränderlichen, schwarzen, steifen Hut schon hocherhoben schräg über seinem seltsamen, interessanten, alten Kopf, und so in dieser Pose chassierte er lächelnd an einem vorüber. Das viel schlimmere war, daß es fast keinem je gelungen war, ihn zu verstehen. Man konnte es nicht einmal einfach Schnellsprechen nennen. Überhaupt waren alltägliche Ausdrücke auf diesen Alten viel zu matt und grau. Es war der Superlativ. Ein blitzschnelles Herausziehen von — je nach Länge des Satzes — fünfundzwanzig bis zweihundertfünfzig Konsonanten. Nie hat ein Vokal seine Lippen befleckt, sondern nachdem er diese sekundenkurze Zauberformel, zum Unglück noch meist eine Frage, und da sehr aktuell, sehr antwortheischend, mit der gewinnendsten Liebeswürdigkeit voll lebendigsten Interesses auf die Antwort herausgestoßen: „Wie meinen Sie, Herr Professor?" Noch einmal die Zauberformel, nicht um einen Atom deutlicher; ein gestottertes: „ich—äh—ich", eine abermalige, noch gezischter und wie man an dem Blitz in den kleinen Augen merkt, noch dazu scherzhafte Zauberformel — düster ahnt man die Möglichkeit eines In-

haltes und greift aufs Geratewohl dunkelrot vor Verlegenheit „Gewiß, gewiß, ach — ich danke". Darauf ein befriedigendes Zischen und beim unglücklichen Gefragten das Gefühl, sich und anderen etwas Furchtbares mit seiner Antwort eingebrockt zu haben.

Als Gelehrter von genialem Scharfsinn, imponierend schnellem Erfassen eines neuen Gedankens und glühend durchdrungen von der Tiefe und Weite seiner Wissenschaft, war er im Leben eigentlich ein Kind, arglos, vertrauend, Idealist bis zum Äußersten; von altfränkischer Ritterlichkeit gegen schöne Frauen und fast rührender, kordialer Liebenswürdigkeit nicht nur gegen seine Studenten, sondern sogar gegen jeden Gymnasialschüler, der etwa bei ihm im Hause auf den Schülerbällen für seine halberwachsene Tochter, im Herrenzimmer etwas vereinsamt dasaß, und der alte große Gelehrte mitten unter diesen Jünglingen, mit denen er im Grunde nicht viel zu beginnen wußte, bald zu einem, bald zum andern Gymnasiasten hinschießend, dem Armen schon von weitem einen gelinden Schweißausbruch verursachend, denn der Jüngling wußte, es war hoffnungslos eine Unterhaltung mit dem dampfsprühenden, alten, elektrischen Manne zu führen. Kannte man ihn und kam dann wohl etwa zum erstenmal in sein Haus, mit dem prachtvollen, großen Saal, Speisezimmer und Studierkabinett — das Parkett erregte damals solch ein Entzücken bei uns Unverwöhnten —, den kleinen dunklen Hinterzimmern, die so mysteriös waren, weil kein Mensch von ihnen etwas wußte, dem schattigen Garten mit den alten Linden, so kam man in eines von den

Häusern, die man sich leer und still nicht denken konnte. Ertappte man es zufällig, etwa am Sonntag vormittag zu einem Antrittsbesuch oder dergleichen in diesem verbotenen Zustande, so hatte man ein sonderbares Gefühl als träume man, so lähmend, so anormal wirkte die Stille hier; die wenigen Menschen verloren sich im großen Raum. Mich friert einfach, wenn ich an die Gelegenheiten denke, wo ich diesen Saal ohne summendes Geräusch, Gewoge, Gekicher, Singen, Spielen, Trappeln erlebte.

Zum Frieren war's hier sonst eigentlich nicht. Von überall wehte es warm mit spontaner, ursprünglicher, fast primitiver Wärme. Ein wenig „Seid umschlungenen Millionen" im aufrichtigsten, altruistischsten Sinne. Ja, weiß Gott, altruistisch genug! Und so war es zu allen Zeiten gewesen, nicht nur zu der Zeit, von der ich heut ein Blättchen herausreiße. Die „alte Zeit!", als die später längst verheirateten, fortgezogenen Kinder mit meinen Onkeln und Tanten zusammen jung gewesen, die braucht für sich allein eine Geschichte. Denn diese, damals vor Lebensüberschwang, Frohsinn und Humor fast schon ins Kraut schießende Jugendfreunde aller zusammen, hatten nicht nur ihre stille Straße unsicher gemacht, sondern tatsächlich die ganze Stadt auf den Kopf gestellt, ihre alten, sanften, sittsamen Mütter oft in hellste Verzweiflung gebracht, die fürchterlichsten Verwirrungen und Empfindlichkeiten angerichtet, und sich mit alledem ein Erinnerungsparadies gebaut, das selbst bei denen von ihnen, auf die das Leben später am schonungslosesten getreten, allen

Peſſimismus, ſo lange ſie in den Wellen dieſer alten Zeit untertauchten, hinwegſpülte. Aber ich tue nicht gern ſchildern, was ich nicht ſelbſt erlebt, und damals war ich ein kleines Kind, dem wenig mehr als ein Begriff, wie ein unbeſtimmter, aber hartnäckiger, leiſer Geruch von dieſer Jubelzeit verblieben.

Zu meiner Zeit wurde die Jugend der jüngſten erwachſenen Tochter in dieſem ewigen Jugendhauſe gefeiert, in dem das Jugendtreiben in den aller verſchiedenſten Farben und Formen nie ausſtarb. Dabei war die Herrin des Hauſes damals ſchon eine alte und ſehr kränkliche Frau. Und doch lag in ihrem unſagbar rührenden, hilfloſen und geduldigen Lächeln die Geduld und Nachſicht und auch ein kleiner Schimmer freundlicher Ergebung in ihr Los, wie in ihren großen, ſchönen Kinderaugen, in ihrer, über alle Beſchreibung ſanften, etwas klagenden Stimme. Ein wenig kam ihr ja auch ihr Phlegma, das groß war, zu Hilfe, ein wie ein warmes Bad beruhigender Gegenſatz, zu den Temperamentsſprüngen des Alten! Sie trug immer ein Zahntuch, ein ſchmales, ſauberes, weißes. Ich habe nie erfahren warum, aber kein Menſch hatte ſie je ohne dieſes geſehen. Und ſo ſaß ſie denn Sonntags vormittags auf dem großen altmodiſchen Sofa in dem großen Saal, umgeben von einer Rieſenſchar alter und neuer Gäſte. Solche, die einen Dankbeſuch für eben genoſſene Gaſtfreundſchaft, ſolche, die Antrittsbeſuche für zu erwartende machten; Schüler, die dem Profeſſor ihre Aufwartung machen mußten; fremd Angereiſte, die irgendwelche Verbindungen hierher hatten; Freun-

dinnen der Haustochter; die ungezählten, bereits zum üblichen Sonntagmittag bei Onkel und Tante auftretenden Neffen — in jeder Generation schossen wieder neue hervor! — Nein, es ist müßig, auch nur zu versuchen, die Gründe und Veranlassungen aufzuzählen, die das Menschengewoge in diesem Hause erklären. Es ist buchstäblich wahr, daß, wenn etwa in Kurland, Moskau oder Leipzig — die Orte, wohin die fortgezogenen Kinder verschlagen waren —, irgendein junges Mädchen ihre Jugend vertrauerte oder auch nur im allgemeinen irgend jemand in unsere Stadt wollte oder mußte, und nicht wußte wohin, so galt es für angenommen und selbstverständlich, daß diese Heimatlosen einfach stracks und ganz direkt bei Professors vorfuhren und mit einigen freundlichen Empfehlungen von einem der entfernten Kinderhäuser dort „abstiegen". Höchstens wurden die Alten noch durch eine ganz kurz vor Ankunft des neuen Hausgenossen eintreffende Karte schnell benachrichtigt. „Herzensmama! Die hübsche kleine Henke langweilt sich tot in Soldingen, nehmt sie doch für ein paar Wochen auf und amüsiert sie. Sie kommt übermorgen. Tausend Grüße. Eure Erna." Und so fuhr die kleine Henke, von deren Existenz keiner bisher etwas geahnt, vor, und blieb. Nicht ein paar Wochen, sondern viele Monate, fast ein Jahr. Das habe ich selbst erlebt und zugleich damit den ganzen Hexenkessel von Gesellschaften, Tänzen, Theater, Partien, Besuchen; — Haus, Ordnung, Gesundheit, Ruhe, Schlaf, alles auf den Kopf stellend! Alles dieses mit der unverwüstlichsten Herzensfreundlichkeit und Geduld, nur — je

länger es dauerte, je toller das Treiben, je älter die Wirte, um so tiefer wurde der erwähnte sanfte Ergebenheitsschimmer.

Dann gab es zu allen Zeiten, noch außer den ständigen, weil in unserer Stadt studierenden Neffenschwärmen, die dort aus- und einbrandeten, immer irgendwo in der Ferne mehrere hübsche Nichten, die, alle angelockt durch die allmählich wachsende Gloriole der „himmlischen, paradiesischen Erinnerungen bei Onkel und Tante", die ihre älteren Schwestern gefeiert, nun auch, und zwar meist auch sehr dauerhaft, gleiche „himmlische, paradiesische Erinnerungen" dort fundieren wollten und immer mit Erfolg! Eine naive Freiheit und Ungebundenheit herrschte in diesem Hause, das darin von der so leicht steifen, konventionellen Art der Häuser dieser Stadt fast verblüffend abstach. „Erlaubt ist, was gefällt", zog ein wenig durch die Räume dieser im freundlichsten Sinne vorurteilslosen Luft, und daß immer eine Kette nur die Züge wechselnder, junger Kurländer als Kometenschweif dieser hübschen Nichten „gefiel", kann niemand ihnen verargen.

Geladene Gesellschaften gab's hier zu meiner Zeit nicht, es war auch schlechterdings unmöglich, denn wann sollte man sie noch einladen, wenn sie ohnehin alle „so" kamen. Aber Sonntag abends war „jour fixe" und zur Erleichterung stand die Haustür bereits halb offen, um unnütze Glockensymphonien zu vermeiden. Das Vorzimmer war voll gedrängt mit Mänteln, Herrenüberziehern, wahren Überschuhbergen. Wie grüne Girlanden hingen kettenweise die Studentenmützen. Das Stuben-

mädchen, bereits in leichter Transpiration vom Mäntelabnehmen, und wenigstens zwei der Hausgenossen, unter ihnen immer eines der Familienhäupter, empfingen einen schon an der Eingangsschwelle mit offnen Armen: „Wie herrlich, daß Sie endlich wieder einmal gekommen sind!“ Und im Nu war man mitten drin in dem so vertrauten bunten Bienenschwarm, mitten drin im Schwatzen, Lachen, Hofmachen, Tanzen und Singen. Denn von allen gab's was, je nach Quantität und Qualität des Schwarmes, letztere oft vielseitig, erstere immer ungeheuer. Gelehrte, junge Chemiker mit Brillen und großen hellblonden Köpfen, die um den Alten geschart, mit scharf angespanntem Ausdruck seine Raketen zu erhaschen versuchten, meist vergeblich. Bescheidene kleine brünette, etwas pockennarbige studentische Außenseiter, denen Hausfrau und Tochter sich meist aufs allerliebenswürdigste widmeten. Schüler, die heimlich hofften, ihre Flammen hier zu finden. Meist mit Erfolg, denn „man“ war eben am Sonntag abend da. Ab und zu verlor sich ein steifer junger Salonherr hierher, der etwas verdutzt über den flotten Zug in diesem ungezwungenen Kreise, nicht recht wußte, was aus seiner Figur machen. Dann die Neffenbatterie, mit viel Geschick, Glück und Talent die Hausföhne machend. Vor allem aber fast das gesamte Korps einer der beliebtesten Studentenverbindungen, dem Ganzen seinen besonderen charakteristischen Schick gebend. Und dann ein vielgestaltiger Mädchenflor. Alte und mittlere und junge; junge vor allem von fünfzehn bis einundzwanzig; „ohne Mütter“ in der ganzen Wonne

ihrer Unkontrolliertheit vor allzu strengen Augen schwimmend, mit hochroten Wangen und glänzenden Augen. Dazwischen schneite dann wohl ab und zu, meteorisch, einmal und nie wieder auftauchend, ein armes, altes Dämchen reifsten Alters in diesen Jugendbande hinein. Wohl zu einem stillen, gemütlichen Plauschabend zur lieben alten Frau Professor gekommen, etwas verschüchtert mit Brille und Strickbeutelchen, aber nie vereinsamt — dazu gab es hier zu gute, freundliche Wirte. Sie ertrank neben der schönen alten Hausfrau im Riesensofa, und sah verwundert auf das Gebrause, das durch die große Tür hereinwogte. Sie sagte schon um einhalb zehn still Gute Nacht und fuhr etwas verstört heim in ihre stille Klause.

Gedeckt wurde immer im großen Speisezimmer ein endloser „Galgentisch". (Auf keiner unserer Hochzeiten haben wir annähernd solche Tische gehabt.) Und aufgetischt wurde nur das allereinfachste (historisch war: Kalbsbraten, Kompott und reichlich Bier). Denn sonst wären die lieben Gastgeber in zweiundfünfzig Sonntagen bankerott gewesen. Und dann ging's erst recht los! Waren sehr Viele und sehr Lustige da, so mußte man natürlich tanzen, dann wurde eben ein großer Ball draus! Der Alte verzog sich allmählich mit den Chemikern und den allerschüchternsten Außenseitern ins Schreibzimmer und widmete sich ihnen bis in die Nacht hinein aufs charmanteste und zischendste. Die arme, totmüde Hausfrau setzte sich ans Klavier und spielte die alten, alten Polkas ihrer eigenen Jugend und nun tanzte, tanzte man, daß die Sohlen brannten

und der Atem ausging, aber — nie unmäßig lange. Gleich nach zwölf war meist Schluß zur Verzweiflung der allerjüngsten Nichten; aber das war das Allereinzigste, wobei selbst die Engelstante fest blieb in aller klagenden Sanftmut.

Tanzte man aber nicht, so sangen die Neffen etwa entweder jüdische Couplets oder sie machten tausenderlei schauspielerischen Unsinn, wobei man vor Lachen erstickte, oder es wurde Musik gemacht. Ach ja, du lieber Gott, quantitativ und qualitativ alle Arten Musik der Erde, am meisten aber Gesang. Zuerst ganz feiner geschulter Gesang, meist natürlich zu schade für Jugend, Stimmung und das Ahnungsvermögen „höherer Harmonien" dieses lebenslustigen Publikums. Dann mitten hinein die allerharmlosesten Erstlingsversuche siebzehnjähriger kleiner Anfangsstimmchen, vor Aufregung belegt, nach jedem Wort atmend; oder die ebenso rührenden letzten Versuche reiferer Schönen, mit infernalischer Kunst einen haarscharfen Viertelton vorbeisingend und oft mit noch unmöglicherer, aber ebenso rührend gemeinter Begleitung, die es von Anfang ganz aufgab mit irgend einem Akkord zur Zeit da zu sein und eifrig ihr „Stück" für sich herunter spielte. Gar nicht zu reden von den langen, hageren, fisteldünnen Heldentenören unserer „Außenseiter", die mit vergeblichen Anstrengungen dämonisch zu sein, die damals so beliebten „Rattenfängerlieder" in die wehrlosen Mädchenherzen hineinzuschmeicheln versuchten. Hier gab es alles: Gut und Böse, Richtig und Falsch, Getroffen und Vorbei, aber alles mit der gleichen Freundlichkeit beurteilt,

Schärfe und Kritik waren wohl die einzigsten Gäste, die zu Hause zu bleiben, gebeten waren.

Bald nach Mitternacht verzog sich dann allmählich in dichten Wolken mit grünbemützten, schwarzen oder duftig schleierweißen Köpfen, verneigend, handküssend, umarmend und dankend, wie ein abziehendes Sommergewitter, der ganze Schwarm, bis an die äußerste Haustür von den Wirten begleitet.

„Gltschktschlllschwsss!" hörte man noch und ein schmaler weißer Kopf blickte einem dabei rufend nach, und: „Erkälten Sie nur ihren Kopf nicht in dem leichten Schal, liebstes Kind," ertönte noch eine sanfte flehende Stimme, und dann, einstimmig von allen Totmüden, kapp- und kahlgegessenen, schwindligen und etwas heiseren Hausgenossen: „Kommen Sie nur alle recht, recht bald wieder." —

Am Ssamovar.

Russische Landbilder

I

Das alte Lied

Es war an einem finsteren, naßkalten Oktoberabend, um die Zeit, wo die Dämmerung gerade Dunkelheit wird, als es ungeduldig an der Tür des Doktorhauses schellte —, so schellte, wie nur ein russischer Bauer, dem jede peinliche Verdauungsstörung schon den Tod bedeutet, an der Tür seines Arztes schellen kann. Der Doktor, der heute schon fünfundsechzig Patienten in der Ambulanz, nebst einigen Besuchen auf dem Gut und Umgegend hinter sich hatte und eben etwas verschnaufend und nachträglich fröstelnd, hinter seinem dampfenden Teeglas unter der summenden Speisezimmerlampe saß, fuhr mit dem leicht gespannten Zuge auf, den eine Abendschelle bei Oktoberregen begreiflicherweise bei ihm erwecken mußte. Ein Mädchen erschien in der Tür: „Herr", . . . mit dem Klang leisen Aufruhrs in der Stimme, da sie jede Fahrt, die man ihrem Gebieter zumutete, von vornherein für eine Unmenschlichkeit hielt. „Nun was ist los?" „Ein Mann." „Von wo?" „Wer versteht ihren Namen, Herr! Ein fremdes Gut jedenfalls." „Weit?" „Fünfzehn Kilometer", sagte er. „Aha —", leise für sich —, „bedeutet mindestens zwanzig, ja ich komme gleich."

Fünf Minuten darauf stand er vor der Tür unter dem schützenden Hausdach; draußen zog der Herbstregen neblige Fäden, ein vereinzelter Mondstrahl spiegelte sich

trübe in einer dunklen Pfütze. Vor dem Hause stand ein schiefes, verbeultes Gefährt, mehr einem Karren gleich; eine kleine, verhungerte Mähre trug ihr halb zerrissenes Geschirr kaum, und nebenbei trat der ungeduldige Fuhrknecht klatschend von einem Bein auf das andere. „Na also, was ist los bei Euch?" fragte der Doktor nicht unfreundlich, aber mit der Kürze des Erfahrenen, der dabei die Sentimentalität eingebüßt hat. „Um Christi willen, schlag's nicht ab zu kommen, Barin (Herr), um der heiligen Gottesmutter willen komm, er stirbt, er stirbt noch in dieser Stunde beim heiligen Gott ohne dich, Barin —." Alles dies klang mehr wie das flehende Heulen eines Hundes, als wie eine menschliche Bitte.

„Ja wer denn zum Teufel! Glaubst du, daß ich ein Zauberer bin und vorher rieche, wer mich braucht?" „Ach Väterchen, Täubchen, nicht böse werden um Christi willen, es ist ja doch nach Krjukowo, aufs Gut zu unserem armen Herrn! Zwölf Werstchen (Kilometer) nur — kleine kurze — nicht mehr, aber schon auf Eigenen, bitten wir demütig zu kommen — es ist schon zu ärmlich unser Gäulchen, unser letztes und das Tarantaßchen ist auch zerbrochen . . ." „Aha, danke ergebenst, dazu noch mit meinen guten Pferden durch diesen Schmutz, sag mal, warum gibt denn dein Herr keine besseren Pferde, wenn er nach mir schickt. Ich bin das hier so eigentlich nicht gewohnt, he?" „O du Herr und Heiland, noch bessere Pferde — schon unser Wanjka, dies letzte Pferdchen gehört ja schon halb dem Kerl, dem Sergei Dmitrisch — ach, Barin, Barin, du weißt ja

nichts von unserem Elend zu Hause —." „Na, vorwärts also! Schwatzen kannst du später, ich mache mich gleich zurecht, übrigens wie heißt denn dein Herr?" „Mein Herr?" O mein Gott, wie der Barin denn das nicht weiß! Sarow doch, Dmitri Stepanowitsch, der unglückliche . . ."

„Gri—i—i—scha!" scholl es über den dunklen Hof, „spann beide Pferde an, aber schnell!"

Ein deutliches Brummen kam von den Ställen, worauf gleich darauf ein langsam bedächtiges Hantieren losging. Unterdessen hatte der Rosselenker sich auf seinen ächzenden Karren geschwungen, dann noch eine Weile und die flinken, marschgewohnten Gäule des Doktors standen vor der Tür; wieder eine Minute und der in seinem langen, schwarzhaarigen Herbstulster vermummte Doktor, die Mütze tief über die Ohren gezogen, stieg ein. „Aber nun vorwärts, keine Zeit verloren!"

Es ging schnell. Rosse, Kutscher, Tarantaß kannten ihre Schuldigkeit; in einanderthalb Stunden schon flackerten einige trübe Lichtlein auf, aber der Weg wurde schlimmer —, allmählich konnte nur noch Schritt gefahren werden, es stieß und spritzte von allen Seiten. Dazwischen lagen bündelweise vertrocknete Zweige quer über den Gruben, daneben wieder fußtiefe Löcher.

„Auch ein Gutsweg, das muß man sagen," brummte der Doktor zu seinem alten Leidensgefährten, dem äußerst schweigsamen Kutscher, der seinerseits achselzuckend und ohne sich umzuwenden, einen kurzen Ton wie ein leises Auflachen ausstieß, dann aber doch murmelte: „Werden schon sehen, Barin, werden schon sehen — auch ein

Gutchen, das hier — Pjotr, der Kutscher von unten hatte letzten Sommer eine Fahrt dorthin, Geschichten erzählt der . . ." —

Nebel und Dunkelheit stimmten beide nicht zum Plaudern, so zogen sie weiter durch den Kot. Nun zeigte sich auf beiden Wegseiten was Waldähnliches, weite, abgeholzte Strecken zum Teil, stellenweise wieder sah man hart am Geleise frische Stümpfe mächtiger Bäume und zum Schluß dann, wieder einige Reihen Tannen und Birken, offenbar jüngeres Gehölz. Dann kam etwas, was halb Wald, halb Graben zu sein schien, ersterer halb verschüttet, so daß die Räder tief durch den Kot wühlten. „Das scheint der Zaun zu sein — immer besser —" kam's trocken vom Wagensitz und wirklich, jetzt tauchten links und rechts alte Linden und Eichen auf, mitten unter ihnen immer wieder frisch abgehauene Stämme —, man befand sich wohl in dem, was einst ein Park gewesen war und vielleicht kein übler. Nun blitzten ganz nahe Lichter auf und dann fuhren sie auf den Hof. Wie auf Rembrandts finstersten alten Radierungen, wo alles Verfall atmet, nur ohne jegliche Romantik. Der Mond schien bleich durch die Wolken und eine tröpfelnde Laterne auf schiefem, wackelnden Pfahl gab den Rest der Beleuchtung.

Das erste was man fühlte, sah und roch, war Schmutz aller Art —, das erste was man hörte, ein Konzert aufschnatternder Gänse und Enten, aufquiekender Ferkel. Sie patschten und quatschten um eine Art Stall mit zerbrochenen Latten ohne Dach; die anderen „Gebäude" außer diesem Stall bestanden aus einem schiefen

Wagenschuppen mit Überresten von etwas Dachähnlichem und einer Art Scheune mit eingefallener Tür und bretterverschlagenen Fenstern. Beim Herausspringen aus dem Wagen hatte der Doktor dies alles mit einem Blick erfaßt — kein Mensch vor der Tür, keiner auf dem Hofe. Nur zwei schwarze Ungetüme mitten vor dem Schuppen spreizten ihre schweren Deichseln und Achsen wie abgestorbene Äste in die Nacht —, eine kleine Chaise mit abgebrochenen Rädern und eine einst gut gebaute Kalesche, an der das übergeworfene, reich mit Silber beschlagene Geschirr, zerfetzt in Lappen hing; wie heute Mittag nach dem Arzt geschickt werden sollte, waren sie wohl beide „gewogen, gewogen und zu leicht befunden worden".

Der Doktor schüttelte seinen Ulster, wischte sich den nassen Schnurrbart und trat zum Hause, auch dieses vorerst mit einem schnellen Blick umspannend. Ein langgestrecktes, behäbiges Holzhaus mit Giebelzimmer, beinahe behaglich in seinen Umrissen, doch umstarrt von der gespenstischen Umgebung. Nun trat er ganz nahe heran — ach so, die Schutzverkleidung abgerissen, so daß die nackten feuchten Balken wie schmutzige Blöße dalagen, nur zwischen den Fenstern ab und zu noch einige Bretter, die Fenster auf der ganzen Front vernagelt. „Gott sei bei uns, hier ist ja das reine Geisterhaus," stieß der Doktor ärgerlich auflachend aus, denn er rannte dabei fast mit dem Kopf gegen eine Tür, die sich offenbar nur angelehnt, auch sofort öffnete, wobei im Windzuge Fetzen von Filz und Wachstuch wehten, mit der sie notdürftig beschlagen —, und dabei stolperte

er herein; ihm war als träte er dabei auf etwas Lebendiges, denn es wich quiekend unter seinen Füßen.

„O Gott sei Dank, Gott dem Herrn Dank, Doktor, daß Sie da sind!" Eine träge, aber weiche Frauenstimme rief ihm das entgegen, und gleich stand auch die Sprecherin vor ihm mit einem Lichtstumpf in der einen Hand, auf dem anderen Arm ein kleines Kind. „Packt euch Viehzeug," zischte sie leise nach unten hin, da sah der Doktor gerade noch ein Ferkel und zwei Enten um die Ecke in ein verschlagähnliches Zimmer watscheln. „Darauf achten Sie schon bitte nicht, bei uns muß man sich nicht umsehen, das ist nun schon mal so gekommen, alles . . ."

Das Weib war offenbar Polin, der Akzent verriet es und das leise zischende Sprechen mit geschlossenen Zähnen. Sie war vielleicht noch keine dreißig Jahre alt, aber Brüste und Wangen schlaff und welk; kein grobes Gesicht, blaß, mit feuchten, schwarzen Augen, die leicht schielten und wohl listig, aber nicht boshaft blickten. Das Kind auf dem Arm übernährt und gedunsen mit entzündeten Augen, den Doktor fröstelte. „Ich habe nicht viel Zeit, bitte führen Sie mich gleich zum Kranken." „Bitte gefälligst" —, leuchtete der Lichtstumpf voran durch eine lange Reihe dunkler, kalter, fast leerer Zimmer, bis sie über eine morsche kleine Stiege auf die andere Seite des Hauses kamen, die nach dem Garten zu zu liegen schien. Hier waren die ersten bewohnten Zimmer des völlig toten Hauses. Die Fenster waren wenigstens nicht zerschlagen, aber an Stelle einiger zertrümmerter Scheiben mit schmutzi-

gem, gelbem Papier verklebt. Es schien eine Art Aufenthaltszimmer zu sein, in dem die zwei mit dem flackernden Lichtstümpfchen jetzt standen, obwohl in einer Ecke auch ein verbogenes, eisernes Bett zerwühlt und unsauber stand; aber die Kommode mit den verquollenen, klaffenden Schubladen war aus altem geschnitztem Mahagoni. Durch die Türspalte schimmerte Licht und dumpfe Töne, mal ein zorniger Aufschrei, dann ein Knall wie vom geschleuderten Stiefel oder Stuhlbein, schallten herüber.

„Da liegt er nun den dritten Tag", kam es flüsternd von den schmalen, blutleeren Lippen des Weibes, „tobt wie ein Wahnsinniger, schlägt jeden von uns halb tot und kann doch nicht sterben — um aller Heiligen willen, retten Sie, helfen Sie!" „Ja, was fehlt ihm denn?" Schweigen —, dann die Hand mit der bekannten Bewegung flaschenartig an den Mund gesetzt, dazu eine Miene, halb Verzweiflung, halb verschlafenes Augenzwinkern. „Aha —, die alte Geschichte," — leise der Doktor, „verheiratet?" „Ach, Gott sei's geklagt, ja, in Moskau lebt sie, die Gottlose, nichts von ihm wissen will sie . . ." „Kann ihr's nicht übelnehmen . . ." sagten des Doktors hochgezogene Augenbrauen, unter denen abermals ein Blick die schimmeligen Wände hinaufblickte, „und Sie — hm — bedienen ihn wohl hier? . . ." „Ich? — Ja — gewiß, das heißt . . ." „Ah, ich verstehe, aber jetzt vorwärts zu ihm."

Sie stieß die wacklige Tür vollends auf und sie traten in ein langes Zimmer, dunkel eichengeschnitzte, schön gewesene Möbel, offenbar für ein Eßzimmer, mit zer-

ſtoßenen Kanten; in der Ecke ein zerplatztes Wachstuchſofa, eine große Hängelampe außer Funktion, auf einem rohen Küchentiſch, neben dem Sofa brannte ein trübes Meſſinglämpchen, ſchwarze Schaben krochen an den Karniſen zur Decke. Ein Geruch von geſtandener Luft, Hering und Fuſel. Aus der Polſterung quoll das Krollhaar, eine fettige, alte Seidenſteppdecke lag auf dem Fußende, unter welchem eine ungeſchlachte Dreiliterflaſche Branntweins ſchlecht verſteckt herausſchielte. Auf dieſem Sofa, in einigen zerwühlten Kiſſen lag der Kranke. Es war ein Mann von vielleicht 45 Jahren, der wie ein ſtarker Sechziger ausſah, grau und gedunſen, mit Motten zerfreſſenem, grau ſchimmerndem Barthaar, von Branntwein flackernde Augen, nervös zitternde Naſenflügel, die Lippen bläulich und ausgeſchlagen; die mageren Hände fuchtelten raſtlos hin und her, haſchten und fingen in der Luft. Über ſeiner Unterwäſche, die wie Lumpen ſeine Blöße kaum deckte, trug er einen ſpeckigen alten Schlafrock mit verblichener Seidenſtickerei.

„Na, Doktor — Zaubermeiſter, Alleskönner —, kommen Sie und zeigen Sie ihre Künſte“ ſchrie er heißer auflachend. „Übrigens die da, das Vieh, das verlumpte, hat Ihnen wohl ſchon Romane von mir erzählt, ja? Daß ich ſie ſchlage, beiße, hungern laſſe, und vor allem nicht drei Tage mehr leben kann? Heißa, heißa, meine Fledermäuſe, meine Singvögel, hu hu — da wälzt ſich ja wieder was heran“—; die Augen traten aus den Höhlen, er warf ſich ſchäumend vor Wut und Angſt hin und her, das alte, ewig gleich abſchreckende

Bild des Delirierenden. Der Arzt sah ihn ruhig an, nickte einige Male mit dem Kopf vor sich hin, faßte ihn dann fest mit einem Arm um die zuckenden Schultern, mit der freien Hand nach dem Puls, nickte wieder, aber ernster und gab dem zitternd dabei stehenden Weibe seine Verordnungen halblaut.

Dann: „Trinkt er lange schon so?" „O Gott, Herr, ein Jährchen wird's schon sein — und früher mehr, ach viel, viel mehr . . ." „Und jetzt wieviel ungefähr?" „Ach mäßig nur, mäßig, aber Sie sehen ja, er ist eben so schwach, daß —." „Er nichts mehr verträgt natürlich, aber was heißt mäßig?" „Nun, fünf bis sechs Fläschchen am Tage, Doktor, mehr schon nicht, bei Gott nicht mehr . . ." „Ganze Flaschen?" „Aber wie denn sonst?, kann ihn doch nicht höhnen, den Armen, mit einem Halbfläschchen, Herr!"

Der Kranke war unterdessen wie betäubt in eine Art kurzen Schlummers gefallen. Der Doktor besah ihn noch einmal genau und wandte sich dann wie fröstelnd ab.

„Ja, also Eis zur Nacht und diese Dosis Chloral, sie kann übrigens verdoppelt werden, wenn . . ." „Eis!" O Doktor, Herrchen, gnädigstes, wo sollen wir das hernehmen, alles, alles ist ja doch hier zu Ende. Sie sehen ja —." „Durch Schnaps?" fragte der Doktor kurz. „Durch Schnaps, allein durch Schnaps, wodurch wohl sonst, mit jedem Jahr ging es tiefer, ach Herr, war das immerhin ein Gutchen, ein solch saftiges, herrschaftliches, ach und so lange schon in der Familie, aber jetzt —;" sie horchte ängstlich auf, denn man hörte von

fern den Tritt schwerer Stiefel „um Gott, da kommt er“ und ein Ausdruck des getretenen Hundes glitt über ihr bewegliches Polengesicht. „Was ist los?“ „Kommen Sie, Doktor, kommen Sie ins Nebenzimmer, Sie sind durchfroren, ich bringe ihnen Tee und Sfergei Dmitrisch wird auch Tee wollen.“ „Wer ist Sfergei Dmitrisch?“ „Sfergei Dmitrisch, o Herr, der reichste Mann, der mächtigste, der schlauste im ganzen Umkreis!“ „Kaufmann?“ „Kaufmann, natürlich Kaufmann, was sollte er sonst sein, Herr, aber was für einer,“ ihre Stimme sank immer mehr zu zitterndem Flüstern herab. — „Wo er hinkommt, da behüte dich schon Gott der Allmächtige —, er kommt nur und nimmt auch gleich —.“ „Ja, was nimmt er denn?“ „O leise, leise, bitte, lieber Herr, wenn er uns hört, so zahlt er dem Unseren, dem Ärmsten da drinnen, nicht mal ein Viertelchen, ein erbärmliches, für den schönen Wald . . ., ach Herr, was das für ein Waldchen war! — — Still, er ist da . . .“

In der kreischenden Tür prallte sie mit einem breitbrüstigen, roten und schweißglänzenden Fünfziger zusammen. In schwarztuchener Podjowka vom Besten, hohen knarrigen Stiefeln, die schwarze Karakulmütze auf dem breiten Stierkopf, er zog sie etwas erschreckt ab, als er den Doktor gewahr wurde. „Gäste? Ach —, sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, mit wem habe ich die Ehre?“ Alles dies mit der Miene des Hausherrn. „Ich bin der behandelnde Arzt,“ antwortete der Doktor kalt, nur einen musternden Blick auf

den neuen Gast, der hier so wunderlich zu Hause schien, werfend.

„Ah —, sehr angenehm," wiederholte der andere händereibend, „Fetissow, Sfergei Dmitrisch, hiesiger Händler und Freund des Hauses." Beide setzten sich auf zwei klappernde Mahagonistühle, durch die anstoßende Türritze drang ein schwacher Branntweingeruch und man hörte ab und zu unartikulierte Laute. Der Feiste wies mit dem fettigen Daumen nach der Tür:

„Na Doktor, der macht's wohl nicht lange mehr, der Arme?" mit einem verschlagenen Blick der hellen kleinen Schweinsaugen.

„Schwerlich, der ist fertig," sagte der Arzt kurz.

„Dacht ich mir, dacht ich mir," schmatzte sein Gegenüber behaglich vor sich hin. Und als besänne er sich dann näher auf seine Haltung, „aber die unglückliche Stefanida Stefanowna, das Täubchen, das verwaiste, ach, ach . . ."

„Ja, schön, was ist mit ihr?" „Was mit ihr ist? Ach, Doktor, geehrtester, wie ist der geehrteste Vatersname? Wie? Wassili Wassiljewitsch? Schön, danke. Was mit ihr ist, Wassili Wassiljewitsch, verzweifelt wird sie sein, die Ärmste, wenn er stirbt. Seine einzige Freundin war sie doch, die einzigste Gotteskreatur, die nach ihm sah; und solch eine Gottlose und Herzenslose, seine eigene Frau, die ihn verlassen hat — weil er das Mütterchen Schnäpschen ihr vorzog — hehe? Wie meinen Sie Herr?" „Ob sie schon lange in diesem Teufelsloch mit ihm haust, die Person?" „Teufelsloch ist gut," meinte der Kaufmann, „aber wer ist denn

ſchuld daran, Waſſili Waſſiljewitſch, als der Saufbold ſelbſt ganz allein, wer allein ließ es denn ſo verfallen, daß jetzt ein Chriſtenmenſch ſich knapp noch des Gutes etwas annehmen kann, aus reiner Barmherzigkeit, für teures Geld?" „Schön, ſchön, aber wie lange hauſt ſie hier?" fragte ich. „An die drei Jahre wohl ſchon, gute drei Jahre werden es ſein, und mit jedem Jahr treibt er's ärger. — Aber eines, den Verwandten gönn ich's, daß ſie nichts als Bretter, Schimmel und Ratten mehr vorfinden." „Da ſind Verwandte?" „Hehe, und welche noch! Eine Kuſine, eine mit weißen Händchen, eine feine Dame, eine wirkliche, und zwei Neffen, junge Petersburger, na die werden ihre Freude haben . . ." „Hat er denn ein Teſtament gemacht?" „Das iſt ja die Sache, das ſchlaue Sächelchen, o — o und wenn er jetzt auch aus nichts mehr beſteht, als aus ſtinkendem Schnapsdunſt — er iſt doch kein Dummer, kennt ſeine Leute —." „Und will wohl dieſen Miſthaufen ſeiner Freundin hinterlaſſen?" „Miſthaufen, iſt ſo ſchlimm nicht — Rubelchen ſind auch noch da auf der Bank, gar kein übles Geldchen, an Rubelchen dreißigtauſend werden da ſchon noch ſein . . " „Dreißigtauſend Rubel! und lebt in dieſer gottloſen Höhle?" „Tja, Herr, tja —, das iſt ja gerade die Sache, das heißt Schnapstrinken," ſtieß der andere mit kurzem Lachen heraus, „und das ſoll die Stefa haben, ſie ganz allein, weil ſie bei ihm geſeſſen, die drei Jahre hier, was doch immerhin kein Paradies war, ſie und das Kind." „Seins?" Der Dicke nickte. „Wann hat er das Teſtament gemacht?" „O Herr, das ſind ſchon

drei Monate und ordentlich, wie sich's gehört, mit Notar und Popen und ich war auch dabei . . ."

Der Doktor warf einen mißtrauischen Blick auf ihn und fragte dann: „Und diese Verwandten, kommen sie denn auch je hierher?" „Hierher? Ja wissen Sie denn nichts?" „Was?" „Ja, mein Gott, darum rief doch die Stefa heute abend nach Ihnen, weil am Morgen der große Skandal war und der Kranke nachher vier Flaschen Schnaps auf einen Sturz hinuntersoff aus Wut und Aufregung und dann wie tot liegen blieb." — „Nichts weiß ich, was war denn los?" „Ja, das ist es ja gerade, daß die Bande, die feinen Herrschaften ihn überfielen, unerwartet wie die Wölfe über die arme Seele her und ihm Vorwürfe machen wollten, daß er sein Gut, ein altes Familiengut, Herr, gute Familie, alte adlige, so verfallen läßt und —." „Und da hat die Person wohl gezittert, daß sie enterbt würde?" „Das will ich meinen! Aber sie sollen nur kommen, Sergei Dmitrisch ist auch keine Puppe, kein Hammel!" und plötzlich abbrechend, als hätte er damit schon zu viel gesagt, „beim Batjuschka sind sie eben alle, trinken Tee, schienen sich hier zu fürchten, ha, ha, die Lämmerchen, wollten vor Nacht noch herkommen und zur Station aufbrechen. Aber oh, da kommt unsere Stefanie Stefanowna, „nun Täubchen, armes was?" hast Tee geholt, komm gieß ein, dem Doktor und mir, und setze dich selbst dazu!"

Die blasse Polin trug ein kleines, abgeriebenes Tablett mit zwei gefüllten Teegläsern darauf, einige Stücke Zucker dabei, ein Samovar schien nicht mehr vorhan-

den, doch setzte sie sich nicht zu den Beiden, stand schüchtern einige Schritte weiter am Tisch. Die Zwei waren auch verstummt, man hörte nur ab und zu das langsame Schlürfen des Kaufmanns und das Schlucken des heißen Tees: „A—h—h—h—." Ein Stearinlicht erhellte das halb leere Zimmer kaum, in dem eine feuchte schwere Luft lag, ein widerliches Gurgeln drang aus dem Nebenzimmer, von draußen schien kaum etwas fahles Mondlicht herein.

„Also Stefa," sagte der Händler schließlich, „wir sprechen dann lieber morgen, wenn — die alle fort sind, noch einmal über den Preis. — Du weißt ja selbst, es ist mehr Lichtung als Bäume da, also —." „Ach, Sfergei Dmitrisch, ach erbarmen Sie sich, wie kann man so — schon das vorige Waldstück, ach Sie wissen, für einen Groschen gab er es, haben Sie doch Mitleid!"

„Nun, nun, Mütterchen, nur nicht heulen, wozu, ich nehme ja schon einmal nichts Überflüssiges . . . Ihr kennt mich hier ja alle schon, bin doch kein Fremder, ich und mein Haus und die Frau, meine Sinaida Matwejewna, alles alte Freunde, alte Freunde —, und daß du's nur weißt, den Wald an der Chaussee, den nehme i ch, sonst nimmt ihn doch keiner."

Dabei legte er seine riesige rote Hand breit wie eine Tatze auf den Tisch. — Dies Bild blieb dem Doktor in der Erinnerung, es wollte ihm einen Augenblick so scheinen, als verschwände dies ganze Gut unter dieser roten Tatze, als läge dieses still und unabwendlich auf allem Hab und Gut hier.

Der Doktor hatte seinen Tee ausgetrunken und nun

wandte er sich noch einmal zu Stefa: „Also Eis muß zur Nacht geschaffen werden, zweimal Chloral, wird es nochmals schlechter, so schicken Sie nach mir, aber ich glaube in vierundzwanzig Stunden ist es zu Ende mit ihm."

Das Weib schluchzte auf und neigte sich dann untertänigst und nicht ohne Grazie vor dem Arzt, der flüchtig die rote Tatze mit seiner Hand streifte und sich dann zum Ausgang machte.

Wie er in seinen Wagen sprang und die Pferde eben anziehen wollten, traten einige dunkle Gestalten, städtisch gekleidet, um die Hausecke, gerade auf die Tür zu —, einen Augenblick fiel der Mond auf sie und der Arzt blickte in ein feines, bleiches Frauengesicht mit ernsten Augen, eine schlanke und vornehme Erscheinung. Da rollte sein Wagen davon, er konnte nur noch flüchtig den Hut ziehen, sein letzter Blick traf die Polin, die mit ausgebreiteten Armen vor der Tür stand, als wollte sie diese schützen. Und er sah in kalte und haßverzogene Züge, die zwei feuchten, schwarzen Augen flammten.

Nun war er aus ihrem Bereich, die Pferde trabten auf besseren Wegen schneller, der Mond begann heller zu scheinen und traf fast grell das finstere Haus, den verlassenen Hof mit den schwarzen, zerbrochenen Dachsparren, lag auf den toten Baumstümpfen der zerstörten Wälder.

II

Die Dorfcirce

„Na, Matwei, mach, daß du ſchnell wieder kommſt und bleib nicht etwa bei der Witwe hängen, daß ſie mir morgen zeitig zum Bügeln da iſt," rief die Köchin des Gutshofs von der oberſten Küchentreppenſtufe dem Kutſcher mit ihrer etwas krähenden Feldherrnſtimme nach und der weißblonde Haarbauſch ſtand wie ein Hahnenkamm über dem runden Semmelgeſicht und den dreiſten, aber gutmütigen, blaßblauen Augen. Sie hatte die Hände in die ausladenden Hüften geſtemmt, und kopfſchüttelnd ſah ſie dem ſtämmigen Burſchen nach, der ſich träge in den Hüften ſchaukelnd, den Berg hinunter ins Dorf ſchritt. Er trug eine ſchmucke Podjowka aus dunkelblauem Tuch, hohe Waſſerſtiefel, unter der dunklen Tuchmütze ſtaken kranzförmig die tadellos geölten und verſchnittenen Kutſcherhaare.

Matwei galt für einen „Molodez" (feſcher Kerl) im Dorfe, worunter ſowohl ſeine unleugbaren Kutſchertalente, als ſeine verführeriſche Männlichkeit zu verſtehen war, die mancher Dirne zu Kopf ſtieg. Sie beſtand in einer gewiſſen beliebten Fülle, in dem oben angeführten ſchaukelnden Gang, der typiſchen Kutſcherfriſur, alles dies gekrönt von ein Paar dummdreiſter Augen mit breitem Grinſen über weißen Zähnen, inmitten eines roten Geſichts. Dazu kam ſeine ausgeſprochene Anlage zum Grandſeigneur. Sein feſtes Ge-

halt, nebst häufigen Trinkgeldern und ein gütiger, um seiner Kutschertugenden willen ihm sonst viel durch die Finger sehender Herr gestatteten ihm diesen feudalen Zug. Er bewirtete gern und großzügig. In der Teebude sowohl als unten im Erdgeschoß, wo sein Zimmer lag. Ein schmuckes Zimmer, mit allezeit brennender Lampe vor den bunten Heiligenbildern, einem sauberen Bett, und in der untersten Schublade der rot angestrichenen Holzkommode stets ein gastbereiter Vorrat von klebriger Marmelade, kleinen gefärbten Bonbons und Zwiebacken zum Tee. Das Erzählte waren so ziemlich die hervorstehendsten Züge, die einem ungeheuren Phlegma und erstaunlicher Abwesenheit jeder Genialität immerhin etwas Ausdruck und Farbe verliehen. Aber keine Ungerechtigkeit gegen Matwei: Wein und Weiber existierten nicht, das machte ihn noch geachteter und begehrenswerter. Der erstere hätte ihn um seine stattliche Stelle gebracht, das wußte er ganz gut, — letztere gab es für ihn bislang nur in Gestalt eines kleinen, blondköpfigen, braunäugigen Persönchens von 18 Jahren, das seine ehrlich angetraute Frau war. Sie lebte natürlich in einem weitentlegenen Dorfe bei seinen Eltern — wie's Sitte und Nutzen gebot — im Tulaschen, bereits mit zwei kleinen Matjeschas, die sie ihm pflichtschuldigst geschenkt, und diente nach Landesbrauch seinen Eltern dort als Großmagd. Einmal im Jahr, meistens zu den großen Fasten, fuhr Matwei zu ihr auf Urlaub, um daheim auch nach der Wirtschaft zu sehen; und Winters fuhr er zur Station meist um die Weihnachtszeit, und brachte das erstemal

nur ein vermummtes Menschenbündel mit, das nächstemal schon zwei und das letztemal drei, ein großes und zwei ganz kleine. Im Herbst darauf meldete er auf dem Hof, greinend vor Stolz, einen neuen kleinen Matwei, zudem schickte er alle Monat mit großer Treue, stets die Hälfte seines Gehaltes nach Hause —, was, nebenbei gesagt, auch ein Teilchen Selbsterhaltungstrieb war, denn seine Awdotja hatte eine lose Hand und flinke Zunge, obwohl sie ihren Matwei anbetete. Für sie war er der Unwiderstehliche, gegen dessen Zauber man wehrlos war.

Alles in allem war Matwei ein tüchtiger Bursche und stach von seiner Umgebung ab.

Bis seine Stunde schlug. Das kam aber so:

Matrjona, die Köchin, die es bisher gewohnt gewesen, Matwei ein gelindes unter ihrem feisten Daumen zu haben, hatte ihn also an dem oben erwähnten Herbstmorgen ins Dorf geschickt, um nach der Plätterin zu gehen, eine neue Arbeiterin, die alte war erkrankt. Mit der aber kam Matweis Schicksal ins Haus. Nastja — so hieß sie —, war eine dorfbekannte Persönlichkeit. Angeblich Witwe. Doch schien der Trauring aus Armut versetzt, der verblichene Eheliebste eine ziemlich mythische Persönlichkeit, wohingegen zwei auffallend unähnlich aussehende Sprößlinge von acht und 10 Jahren stets um sie herum waren, zwei näschige Dirnchen mit schlauen, blitzenden Augen.

Nastja selbst war ein gewandtes, flinkes Weib von 30 Jahren, sie wusch und bügelte überall so etwas

herum, lange hielt es keiner mit ihr aus, doch erfuhr man nicht recht, warum . . .

Die Weiber, wer nur einen Mann hatte oder einen Liebsten, flohen sie wie die Pest — die Männer hingen an ihr wie die Kletten — aber heimlich, abends spät, tags zeigte sich kein Bursche, der etwas auf sich hielt, mit ihr . . .

Unbegreiflich anfangs, wenn man sie so dahinschlendern sah, in ihren schlumpigen Kleidern, immer schwarz, denn sie drapierte sich wohlüberlegt mit ihrer Witwentracht, weil sie sonst nichts hatte, was ihr als Mäntelchen dienen konnte. Mager und schlapp, die Züge blaß und welk; ein paar ungewöhnlich große dunkelgraue Wolfsaugen verschlagen das abgezehrte Gesicht. Nichts für den saftigen Volksgeschmack. Kam aber unversehens ein Mann des Weges, je solider und verheirateter, um so besser, so ging eine seltsame Veränderung durch ihr fahles Gesicht, wie von unsichtbarem Brand gestochen, flackerten die Augen auf als glimmte der Hunger in ihnen und der zu große tiefrote Mund verzog sich zu einem heischenden Lächeln. Wie eine Wölfin. Und wahrhaftig, ihrer Opfer waren Legion.

Diese Nastja sollte also jetzt auf dem Hofe Wäsche plätten; es gelang alles, was sie anfaßte, obgleich sie träge und vernascht war, wie jede Russin.

Am Nachmittag war es still auf dem Hofe. Die Herrschaft schlief. Der schöne goldbraune Haushund lag schläfrig vor den Stufen und blinzelte zur Köchin hinauf, die an einer großen Schüssel Bohnen schnitt und dabei ab und zu über den einsamen Hof in der stillen

Septembersonne zu der großen eisernen Eingangspforte schaute. Die breiten Stalltüren waren geschlossen, Pferde, Wagen und Kutscher hatten Ruh; letzterer schnarchte wohl unten in seinem kühlen, ordentlichen Zimmer mit den Heiligenbildern und den Marmeladen . . .

Dies Zimmer lag neben der Plättstube und das war es, was Matrjona, der Köchin, gar nicht gefiel. Matrjona selbst war das Muster aller Tugenden und liebte es, wenn alle Knechte auf dem Hof nach ihrer Pfeife tanzten. Sie hielt was auf die Ehre ihrer Dienstkollegen, darum zog sie Augenbrauen und wackelte mit dem Doppelkinn, als die geschmeidige, schwarze Silhouette Nastjas lautlos durch die Eisenpforte, am Hause vorbei, durch den Eingang hinunter ins Erdgeschoß glitt, die Augen gesenkt und mit zusammengepreßten Lippen.

„Aber nun flink vorwärts, Nastja, Trödelliese," rief die Beherrscherin des Hofes ihr noch nach, aber vergebens, auf der Treppe nach unten war alles still.

Erst am späten Abend, die Sterne funkelten schon am Himmel, sah man den schlanken schwarzen Gast ebenso lautlos wie er gekommen, wieder durch Hof und Tor huschen, wo er ins Dunkle der alten Linden glitt, ohne eine Spur zu hinterlassen.

So ging es mehrere Tage, ohne daß irgend was den Gang der alltäglichen Dinge unterbrach. Nur daß Matwei immer wieder mit seiner Teekanne in die Küche ging, sie zu füllen, und daß er am Dienstag, wo Dorfmarkt war, mit gefüllten Taschen von unten herauf-

kam. Mittlerweile war die Wäsche beendigt und aufatmend entließ Matrjona die bleiche Büglerin.

Einige Wochen gingen dahin, als es zum erstenmal passierte, daß Matwei nicht ausfahren konnte, weil er am hellichten Tage stierbetrunken aus dem Dorf gekommen war. Zwar bat er den folgenden Tag mit tausend Schwüren himmelhoch um Verzeihung und die Untat schien beigelegt —, aber wenige Tage darauf kam er zum Gutsherrn und bat mitten im Monat schon um sein ausstehendes Gehalt. Der Gutsherr sah ihn verwundert an — so was kam nie vor bei Matweis korrekter Führung —, dieser stammelte was von unerwartetem Mißgeschick zu Hause, von schlechter Saat und Mißernte und zog mit dem erbetenen Gelde ab.

Bald darauf passierte es mal, daß der Herr mitten in der Nacht anspannen lassen wollte, es brannte in einem Nachbardorfe, wo er zwei Heuscheunen stehen hatte. Er wollte selbst sofort hin, nach dem Rechten sehen. Der Diener kam herauf und meldete, daß Matwei nicht da sei.

„Was heißt nicht da? Um zwei Uhr in der Nacht, wo ist er denn?" Der Diener blickte verlegen zur Seite und murmelte, das sei wohl nicht das erstemal — und —. Da stieß der Herr einen Pfiff aus und wandte sich. Am anderen Morgen ließ er ihn kommen.

„Na, Matwei, was soll das heißen, was war denn gestern mit dir los, he?" Matwei stammelte wieder was von der Teebude, wo er seine Landsleute aus dem Tulaschen getroffen, sie hätten ein bißchen Karten gespielt, ein bißchen getrunken und sich verschwatzt . . .

„Hm — bis zwei Uhr nachts? . . . Also, daß solch ein Verschwatzen mir jedenfalls nicht wieder vorkommt, hörst du. Du gefällst mir so wie so schon lange nicht," dabei glitt ein forschender Blick über das leicht gedunsene Gesicht und die trunkenen Augen des Schuldigen. Dieser aber trat diesmal etwas zaghafter auf, als er durch die Tür hinausging.

Bald darauf wurde wiederum um Gehaltsvorschuß gebeten — und dann nach einiger Zeit kam ein böser Tag, an dem zum erstenmal, seit Matwei auf dem Gutshof diente, Geld aus des Herrn Schreibzimmer, aus seinem Schreibtisch sogar, verschwand. Matwei allein war in dem Zimmer gewesen, um die Flinte zu holen, nach der man ihn geschickt. Es erwies sich schließlich eigentlich als ganz klar, daß er es genommen hatte, doch er leugnete fest, und dem Gutsherrn war's ein Jammer, den treuen Arbeiter zu entlassen, ihn dabei doch vor der ganzen Dienerschaft bloßstellend — so versuchte er es noch einmal im Guten, rief ihn auf sein Zimmer und verschloß es.

Es war dem milden, vornehmen Herrn nun allmählich auch zu Ohren gedrungen, wo Bartel seinen Most holte, oder vielmehr hintrug, und es dauerte ihn um einen braven, nüchternen Kerl mehr, der in eines hungrigen Weibes Fänge geraten. Zum Teufel auch dies Pack — dabei solch ein Stubenhocker und Schlafmütze, wie es Matwei sonst gewesen! . . . Die Tür zum Kabinett, wo Kutscher und Herr miteinander redeten, blieb lange verschlossen und wie der eine aus seinem Beichtstuhl hinunter in sein Zimmer ging, war er

dunkelrot im Gesicht und um die Augen war es naß und verschwollen. Es konnte einem ehrlich leid um ihn sein.

Nun schien er sich ernstlich besonnen zu haben; auch sein Urlaub kam heran, den er sich diesmal im November ausbat, wozu die dicke Matrjona spöttisch meinte: „Aha, Schlauer du, mir machst du nichts vor, wählt sich 'ne feiertagslose Zeit, weil kein Geld für Feiertage in der Tasche ist, oh, — geh mir —," worauf er brummend und mit ziemlich rotem Kopf, aber ohne eine entkräftigende Antwort, in sein Zimmer herunterpolterte.

Wie er nach einem Monat wiederkam, schien er ganz der Alte zu sein. Haltung und Miene waren bedächtiger und eingeschlafener denn je. Er hielt sich fein still zu Hause, in seinen freien Stunden schnarchte er den ehrlich verdienten Schlaf des Gerechten oder schlürfte unten, auch bei Matrjona in der Küche, seine acht bis zehn Glas glühenden Tees zu einem zugebissenen Stückchen Zucker, langsam und stumm, alle freuten sich, denn es hätte ihnen leid getan um den ordentlichen Kerl.

So verging Weihnachten und der Frühling kam heran. Mit denn Saatkrähen flogen dunkle Gerüchte nach und nach um den friedlichen Gutshof — mit den schmelzenden Schneemassen schien auch Matweis kaum errungene Tugend dahinzugehen. Hier wollte der Stallknecht ihn aus einem dunklen, nur wenig betretenen Fußpfad gesehen haben, wie er mit einer halbvermummten Frauensperson flüsterte, dort hieß es, bäte er sich abends zur Teebude, doch hieße diese Teebude ganz

anders — —. Tatsache war, daß er bei jedem Ausgang im Dienst oder für sich selbst stundenlang fortblieb, daß er, was früher unerhört gewesen wäre, dreist und ausfahrend zu werden anfing.

„Na, Matwei, heut hast wohl auf der Station Tee getrunken als wohlgeborener Posthalter, daß du drei Stunden zum Abfertigen der Briefe gebrauchtest?" . . . rief ihm einmal seine alte Gönnerin Matrjona zu, als er mit verdächtig glänzenden Augen und nicht ganz sicherem Tritt unbemerkt die Stufen ins Erdgeschoß hinunterwollte.

„Was soll das! Bin ich ein Wickelkind, kann gehen und bleiben, wohin und wie lange ich will," kam die Antwort wie von einem langsam böse werdenden Stier. „Oho, nicht so rasch — kannst im Gegenteil auch gegangen werden, wohin du nicht willst," antwortete die Dicke ruhig.

„Wie so? Was könnt ihr mir nachsagen?" fuhr er mißtrauisch gereizt auf. „Nun, nun, nun, ruhig, hübsch ruhig, selbst weiß er prachtvoll, was ich meine, und daß die Poststunde zum Geldabschicken, wovon du mittags sprachst, morgens früh ist und nicht abends spät . . ., weist wohl auch, wo du dein Verdientes besser und anständiger unterbringst, ja?" Matwei wurde fuchsrot: „Schweig, Weibsbild," schrie er sie an, „alles Lüge, alles Gewäsch, nichts wißt ihr! Packzeug!" Damit stolperte er ab.

Die dicke Matrjona blickte ihm lange nach, kopfschüttelnd und mit trübem Blick. „Der geht kaputt —"

murmelte ſie vor ſich hin und ſchlug traurig mit der Hand nach ihm. —

— — Wieder gingen einige Wochen ins Land, die großen Faſten ſtanden vor der Tür, da ließ der Herr eines Tages in der ſpäten Dämmerung anſpannen und fuhr herunter ins Tal, wo hinter einer ſtillen Waldecke verborgen weit ab vom Dorf und allen Arbeiterwohnungen das Forſthaus lag. Der Gutsherr hatte mit dem Förſter manches zu beſprechen und Matwei wartete auf dem Bock im Schutze einer dunklen Tanne. Finſter, naß, unwirtlich war es, wie auf dem Lande im Vorfrühling. Eiſiges Schneewaſſer, wo man hintrat, die Wege ſchon halbwegs grundlos; feuchte Wolkenballen ſtanden wie dicke Schwämme am Himmel, von Zeit zu Zeit flockte ein ſchneeiger Regen herab. Pferde und Kutſcher ſchüttelten ſich in der kalten Näſſe.

Wie nach einer halben Stunde der Herr auf die Schwelle des Forſthauſes trat und den Kutſcher anrief, hörte dieſer nicht gleich — da trat der Herr ungeduldig ſelbſt zu ſeinem Wagen —, als er einſteigen wollte, wiſchte etwas dunkel Gebücktes halbwegs unter den Rädern, durch die Finſternis und verſchwand mit einem Sprung ins Dickicht, aber ein dünner Lichtſtrahl aus der Laterne, die der Förſter auf der Schwelle für ſeinen Patron hochhielt, traf den Schatten und beleuchtete einen Atemzug lang das fahle, wolfsäugige Geſicht der Dorfdirne Naſtja . . . — —

„Ho, ho — was war denn das? . . .“ rief der Herr ſeinem Kutſcher auf dem Bock zu, „alſo das geht wieder los?!“

„Weiß der Teufel . . . " brummte jener leise, „das Weibsbild hat ihn wahrhaftig, es fragt überall herum, wo man heute abend ist — was kann ich dazu, wenn sie mir so auf den Hals kriecht . . ."

„Das geht mich nichts an, Mensch, aber hör, wenn du mir wieder anfängst — zweimal wird nicht Beichte gespielt! Verstanden!"

„Zu Befehl, Herr."

— — Aber das Rad war im Rollen und es gab kein Aufhalten mehr. Langsam, langsam sank der treue Arbeiter, der bedächtige, kaltblütige Mensch. Alle alten Sünden vom Sommer schossen hervor, nur trotziger, hartnäckiger. Er wurde faul und frech, er betrank sich fortwährend, nur daß er gerade auf dem Bock noch stramm sitzen, seine Schleichwege vor dem Herrn noch knapp geheimhalten konnte. Matrjona sprach kaum ein Wort mehr mit ihm, mit ihr hatte er seinen guten Geist verloren.

Aber als er schließlich eines Morgens früh sogar die Pferde nicht besorgt und Matrjona vom Pferdeknecht gehört hatte, er sei erst früh um drei heimgekommen, und zwar schwer betrunken, da nickte sie ein paarmal energisch mit ihrem weißblonden Kopf und abends saß sie am Küchentisch, hinter sorgsam zugesteckten Vorhängen und einem Brief und weit vorgeschobener Lippe langsam und lange malend. Tags darauf trug sie ihn selbst unter der Schürze verborgen auf die Poststation. Alles mit zusammengebissenen Lippen und dem Blick einer treuen, aber rachsüchtigen Henne.

Nach vierzehn Tagen, es war um die zweite Fasten-

woche, ſtapfte eines Nachmittags, kurz vor der Dämmerung ein kleines, zierliches Weibchen, in der primitiven Tracht der Tulaſchen Bäuerinnen durch die große Pforte auf den Gutshof. Aber Matrjona hatte ſie erkannt und lief ihr entgegen." Nun Gott ſei gelobt, Dunja, Mütterchen, daß du gekommen biſt, ach, was für Not und Jammer, nun der Heilige gebe, daß nun noch alles zum Guten geht — ach Dunja, Seelchen, dies dein Kommen war noch mein letztes Tröpfchen Hoffnung. Nun geh nur mal gleich hinunter, wird das aber ein Schreck ſein, o Herr, erbarme! . . . Unterdeſſen koch ich dir was zum Eſſen und ſetze Tee auf, geh nur, geh! . . ."

Das kleine Weibchen aber nahm ſtöhnend ſeinen braunen Schafspelz ab und ſtand nun da im roten Sſarafan und grellbunten Kattuntuch, die Füße in Baſtſchuhen, ein feines roſiges Mauſegeſichtchen mit ſchmalen, blitzklugen, rehfarbenen Äuglein, blond und flink, aber einen merkwürdig harten, ſchmerzvollen Zug um den kleinen und geſchloſſenen Mund.

„O Matrjona, hilf, rette, allbarmherzige Mutter Gottes —," kam es unzuſammenhängend hervorgeſtoßen von ihr.

„Still, ruhig ſein, höre jetzt erſtmal zu," beſchwichtigte die Köchin ſtreng, ſie näher an ſich ziehend und leiſe und eindringlich auf ſie einredend. Dann ſchob ſie ſie ſacht durch die Tür; „und geh jetzt nach unten, wenn das nicht hilft, dann mag Gott nur ſelbſt noch mit ihm reden."

Die Mittagsglocke ſchlug, da ſah man Matwei,

beide Hände in den Taſchen, trotzig in die Luft pfeifend, allein zur Leuteküche ſchlendern. Dunja aber kauerte bei Matrjona in der Herrſchaftsküche am Herde und hatte ihre beiden kleinen braunen Fäuſte vors Geſicht geſchlagen, der gertenſchlanke Körper zitterte vor Schluchzen. Die Alte rührte mit gerunzelter Stirn einen Teig ein. „Ach, laß das Plärren, du Dumme, zu was nützt es! Laufen laß ihn, den Taugenichts, wenn er verſtockt iſt und eigenſinnig wie ein Pfahl —, haſt deine Kinder, die lieben Seelchen, und deine Wirtſchaft und dann kommen die Feiertage, wo eine Gottesſeele auch ſein Freudchen findet."

„Nichts — nichts —," kam es herausgeſchluchzt, „außer ihm, der mir gegeben iſt von Gott und noch auf geſetzliche Weiſe, wie ſich's gehört, nicht ſo einerlei wie hinter dem Buſch — und was — was ſollen mir denn die Feiertage, Reigen und Rundgeſang, wenn ich allein daſitze wie eine Witwe, eine verlaſſene — und das alles um dieſer —, dieſer Hündin willen, dieſer Metze. Sie hat mir meinen Matjuſcha geſtohlen, ja geſtohlen!" ſchrie es aus ihr. Und eine Kraft des Haſſes und Schmerzes flammten aus dem ſchmalen Geſichtlein, daß die Dicke den Holzlöffel fallen ließ und ſie anſtarrte. So hatte ſie wohl auch ihren Eheliebſten überfallen, ſo mit der unbedachten Verzweiflung ihrer blutenden Weibesliebe, und hatte damit das Schlimmſte getan, was ſie tun konnte. Denn dann wurde unſer Turiddo wirklich wie ein Pfahl, und man konnte nichts mehr aus ihm herausreißen.

Im Laufe des Nachmittags hatten ihre bitteren

Tränen wohl ihn und ſie ſelbſt weicher gemacht, kurz als die tiefe, weiche Dorfkirchenglocke zur Abendmeſſe zu läuten begann, ſchritten ſie einträchtig ſelbander zur Kirche —, Matrjona folgte ihnen in einiger Entfernung. Beide ſtanden ehrfürchtig zum Altar gewandt, ſich mit eifrigem Bekreuzen mal auf mal tief zu Boden neigend. Nichts um ſich her ſehend oder hörend, ſchauten die rotgeweinten Augen Dunjas vom ſchmerzhaften Feuer durchloht, ergreifend inbrünſtig zu der reichbekränzten, dunkelbraunen Mutter Gottes im Goldſchrein.

Plötzlich mußte eine Schlange ſie gebiſſen haben, blitzſchnell wandte ſie den Kopf nach rechts. Da aber ſtand, hinter einer Säule halb verborgen, ein blaſſes, ſchwarzes Weib und muſterte die Kleine in ihrem grellbunten Tulaer Bauernſtaat mit dem ruhig höhniſchen Blick der Siegerin.

Dunja erbebte bis in die Fußſpitzen und etwas Unausſprechliches flog über ihr zitterndes Kindergeſicht —, dann aber warf ſie ſich hin auf die ſteinernen Flieſen und ſo lag ſie vor dem Marienbilde bis zum Schluß der Meſſe. Die alte Matrjona hatte dieſe kurze Szene auch beobachtet und biß die Zähne aufeinander. „O mein Gott —“ murmelte ſie ingrimmig vor ſich hin, ſie ſo nebeneinander zu ſehen, dieſe zwei, ſie wie ein Röschen, ein eben erſt aufgeblühtes und daneben die welke Hexe und der Verblendete! — Ja, den Blick, den böſen, den hat ſie ihm gegeben — das iſt es! O barmherzige Mutter Gottes, erbarme dich — —,“ das übrige erſtarb im Murmeln der geflüſterten Gebete.

Die Tage, die Dunja noch auf dem Hofe blieb, verstrichen zwischen Weinen, Drohen, Flehen und klammernden, ehelichen Liebesszenen. Matrjona, seit sie im stillen überzeugt davon war, es sei der böse Blick, verhielt sich resigniert und stumm, sie lächelte nur noch mitleidig, wenn Dunja dem Sünder über die Küchentreppe nachsah, wenn er mit seinem träge schaukelnden Gang über den Hof schritt und sie, die Köchin, dabei mit verliebtem Lächeln anstieß: „Nun sieh ihn, sieh ihn doch — ach, was für ein Schöner, Schlanker, als wäre er ein Pferdchen, ein schwarzes, herrschaftliches, wenn er so schreitet! „Matwei aber, trauriger und verschlafener denn je dreinblickend, ging ins Dorf und holte seiner Dunja grellrosa Kattun zu einer Jacke und zwei Bänder.

Strahlend zeigte sie abends der Köchin ihre Schätze. Diese zuckte nur mitleidig die Achseln, aber schwieg. Sie wußte, daß das Doppelte von solchem Putz das ganze Halbjahr über wo anders hingewandert war.

Der Tag kam, wo Dunja heimwandern mußte. Es schien, als ginge sie schweren Herzens und voller trüber Ahnungen. Am Vorabend stand sie bescheiden auf der Türschwelle des herrschaftlichen Schreibzimmers, Matweis einstigem Beichtstuhl . . ., der Herr hatte sie selbst rufen lassen, nun stand er vor ihr, das kleine Weibchen nachdenklich und mit mitleidiger Miene musternd. Eben hatte sie ihn immer und immer wieder angefleht, noch Geduld zu haben mit Matwei, um ihret und ihrer Kinder willen ihn noch nicht zu entlassen. Der Herr hatte die Achseln gezuckt und gemeint,

mit seiner Geduld ginge es nun mittlerweile auch zu Ende — es werde zu arg. „'s ist schade drum, solch ordentlicher, vernünftiger Mensch, der durch ein liederliches Weibsbild kaputt geht ..., denn Dunja, kaputt geht er, — da ist kein Halten mehr, hast du ihn diese Woche nicht halten können, sag mal selbst, was soll nun weiter ohne dich werden?" ...

„O Herr, ich — ich Arme, wie soll ich denn aufkommen, ich dumme, Unwissende gegen so eine Schlaue — ach Herr lieber, glaub es einem armen Bauernweib, ein anständiges Weib vermag nichts bei einem Mann vor solch einer — —" und dann noch mit einem Aufschrei, „aber, wenn es kommt, noch einmal, einmal im Leben, daß ich sie ertappe zusammen — o Gott, Allmächtiger, verzeih die Sünde, die schwere, aber ich erschlage sie mit meinem guten Beil, die Hündin, so wahr ich hier stehe —." Sie bekreuzigte sich. Dann wild aufschluchzend und sich noch einmal tief zu Boden neigend, verschwand sie. —

— — Und dann ging es reißend bergab mit Matwei. Er ertrank in den Armen dieser Gierigen. Bald fing er an, regelmäßig oft bis zur Sinnlosigkeit Schnaps zu saufen, keiner konnte es mehr mit ihm aushalten, und sein guter Herr mußte ihn entlassen. Dann taumelte er noch durch zwei, drei Stellungen, eine immer niedriger als die andere, — schließlich verließ er das Gut und den Ort, aber nie für lange, immer von Zeit zu Zeit sah man ihn auftauchen und immer in Gesellschaft jenes Weibes. Allmählich kaum anständige Kleider

mehr auf dem Leibe — verwüſtet — verſoffen — verarmt.

Dann verſchwand er und endigte im ſchlimmſten und hoffnungsloſeſten Viertel Moskaus.



III

Neismennoje

„Neismennoje" — „Wandellos" — hieß das altadelige, halbverſteckte Gut, das mir ſtets als das Original von Tſchechows „Kirſchgarten" vorſchwebt, ſeit ich dieſe feine Lebensſtudie zum erſtenmal auf den Brettern geſehen.

Es lag an einer einſtigen großen Heerſtraße, die unterdeſſen längſt durch bequemere Verbindungen zur Eiſenbahnlinie erſetzt worden war. So verfiel der bisher leidlich gepflegte Chauſſeeweg langſam immer mehr. Weder das ſteinreiche Mönchskloſter, eine halbe Stunde von Neismennoje entfernt, geſchweige die Gutsherrſchaft kam im Traum auf den Gedanken einer Ausbeſſerung, dazu waren beide Vertreter zu treue Vaſallen Mütterchen Rußlands.

Das Gut war mehr als ein Jahrhundert in den Händen des alten Geſchlechts, das ſeine Ahnen aus der Zeit Iwans des Schrecklichen zählte. Die gegenwärtige Beſitzerin war nun ſchon eine alte Dame Anfang der Sechziger und unvermählt, die direkteſte Erbin eines

alten Großonkels, der mit seiner unverheirateten Schwester über 40 Jahre lang in altrussischer Herrlichkeit da gehaust hatte, wovon noch einige greise Bäuerlein, einige zahnlose Weiblein Wunderdinge zu erzählen wußten. Ein Teilchen dieser alten Pracht war immerhin noch auf die jetzige Besitzerin mitgekommen — ein kleiner Teil, der sachte, unheimlich abbröckelte und bergab rollte, Jahr um Jahr . . .

Neismennoje lag zu beiden Seiten eines lieblichen, ruhigen, breit dahinfließenden Flusses, sanft hügelig, in einer holden Unberührtheit und träumerischen Versunkenheit da, wie man es selbst im, an einfacher Ländlichkeit reichen Rußland nicht alle Tage zu sehen bekam. Durch alten schwarzen Tannenwald, über morsche Brücken und mörderische Weggruben fahrend, bog man an einem üppigen rotblühenden Kleefeld um die Ecke, am niedrigen, leidlich baufälligen Bretterzaun vorbei, der den Gutspark umschloß, bis die große knarrende Parkpforte sich auftat. Und dann war man vom ersten Atemzug an im Bann von Neismennoje.

Der Park war sehr alt, kaum gepflegt, aber auch nicht verwildert. Herrliche alte Tannen, Linden und Ulmen, nie beschnitten, ein schwarzgrünes Schattenlabyrinth. Üppig wuchernder Rasen, verzweigte dunkle Wege nach allen Richtungen des hügelig liegenden Parks. Bald nach der Einfahrt ragte rechts ein steinernes Giebelhaus mit gotischen Fenstern, das Wappen des Geschlechts, in weißen Stein gehauen, krönte den Seitenflügel. Es war das, was es schien — ein adeliges Damenstift in den vierziger Jahren erbaut und von acht

feudalen Runzelweibchen bewohnt. Dicht dabei führte ein Fußweg durch Hecken und Bäume leicht bergan zur Familienkirche, die goldglänzend und schmuck, ein einheitliches kleines Prunkstück, von außen und innen, das Gut beherrschte — Stolz und Zärtlichkeit des Geschlechts.

Aber geradeaus ging es zum Gutshof, der etwas niedriger wie in einer kleinen Talmulde lag. Eingebettet in dunkellila Fliederhecken, umgeben von schmalen, urgroßmütterlichen Blumenstückchen, wo Dahlien, Rittersporn und Provinzrosen süß und verschlafen blühten. Rechts ging's wieder bergan in den dunkelsten Teil des Gartens, einen stillen kühlen Weg hoch oben am Fluß, der silbrig durch das schwärzliche Laubdach heraufglitzerte. Aber dichter am Hause, nur wenige Stufen höher, lag unter einer mächtig schützenden Schwarztanne, eingewickelt in wucherndes Schlinggewächs, die unerläßliche russische Bessjedka (Pavillon), wo an heißen Tagen der Tee getrunken wurde. Links aber, ein Anhängsel des großen Hauses, „der Kunatskische Flügel" genannt, warum, seit wann, das wußte keiner zu sagen. Nichtsdestoweniger war er vollständig möbliert und hatte eine Reihe lichter, sauberer Stuben aufzuweisen —, bewohnt wurden sie aber fast nie. Er stammte noch aus der Zeit monatelanger, grenzenloser Gastfreiheit, wo ganze Familien, auf ganze Sommer, zur Regel gehörten.

Hinter dem großen Hause senkte sich eine Schlucht steil bergab, führte zur Badestube und den Sommerbadehäusern. Von da hatte man den köstlichen Blick

stromauf, stromab im Abendsonnenschein. Am anderen Ufer dehnten sich weiche Wiesen, stieg es bergan zum blauschwarzen Tannenwald, der auf ein weites gelbes Roggenfeld hinausführte. Diesseits blitzten aus der Ferne die schimmernden Zwiebelkuppeln der weißen Klostertürme. Es gab nicht oft eine Landschaft von so ausgesprochen russischer Poesie.

Aber die Hauptsache war das Gutshaus. Weit ausladend, breit und niedrig. Ein braunes Holzhaus mit vorgestrecktem Dach und etwas Schnitzwerk verziert. Unten überdachte, schmale Terrassen mit kleinen Glasfenstern, zum Schieben versehen, beklommen, aber seltsam behaglich.

Nie war in Neismennoje ein Stuhl, eine Lampe, eine Blume, umgestellt worden, das hätten die jeweiligen Besitzer für schweres Familienvergehen angesehen, das strenge Ahndung derer, die da unten im Erbbegräbnis in ihren steinernen Särgen schliefen, gefordert hätte. Denn die Toten spielten alle Zeit eine große Rolle in Neismennoje. So behielt das Innere des alten Hauses seinen Geruch, seine Luft von Kind zu Kindeskind. Und das war gut so, jedes neue Bild, jeder moderne Vorhang, und sei er von auserlesenstem Geschmack gewesen, hätte einen Mißton gegeben.

Nun war's zwar weder „schön", noch im gewöhnlichen Sinne vornehm, noch reich im alten Hause, wohl aber von einer wundersamen heimlichen Harmonie, die mitsummte wie eine alte Musik, wenn man durch diese kühlen, halbdunklen Zimmer ging. Groß und niedrig, einfach weiß gestrichene Wände, dunkel getäfelte und

polierte Holztüren zum Schieben eingerichtet. Kleine weiße Mullvorhänge vor den niedrigen Fenstern, schöner alter Parkettfußboden. Ein mächtig großer, dunkler Speisesaal für alte Gastereien alter Zeiten passend. Alte schöne Spiegel in Mahagonirahmen. Im Gastzimmer, auf einer terrassenförmig aufgebauten Stellage, blühende alte Topfgewächse, hoch oben von einem noch altmodischeren gerahmten Stich, die zuletzt entschlafene Besitzerin in seidener Krinoline und Garibaldi-Jäckchen darstellend, gekrönt. Urgroßväterliche Möbel, darunter eine gefühlvolle Bergere, aus der Zeit, wo man nicht nur redete, sondern auch „causierte".

Das Teezimmer, mit schwarz Leder bezogenen weichen Möbeln von humoristisch behaglichen Formen, die Dickens wach riefen, an den Wänden stark verblichene Kupferstiche in Goldrahmen — der dämmernde Winkel glitzerte heimlich von gedunkelten Heiligenbildern, vor denen ein brennendes grünes Lämpchen hing.

Aus dem Vorzimmer stieg eine stark gewundene, steile Wendeltreppe — statt des Geländers nur ein dickes, dunkelgrünes Leitseil — zu den Schlafzimmern herauf. Durch das der alten leibeigenen Kammerfrau, dunkel, und von der Decke bis zum Fußboden mit Heiligenbildern behangen, — in das mächtig weite der Besitzerin, zwei Wände ganz aus Fenstern bestehend. Schmerzende Helle flutete hinein, aber weit ins Land hinaus über Fluß und Weide bis herauf zum schwarzen Tannenwald badete sich frühmorgens der Blick. An der Hauptwand, gerade gegenüber den blendenden Lichtwellen herrschte das riesige zweischläfrige Bett, hundert Jahre

alt, aus dunklem Mahagoni, mit weißen Himmelgardinen. In weißem Mull die Fenster, weiß die Wände und die Decke, weiß umhüllt Tische und altfränkische Chiffonnieren; ein Spiegelschrank mit zwei Haubenstöcken je auf einer Seite; an den Wänden sentimental süße Stiche von Greuze in schmalen Goldrähmchen.

Hier schlief die alte Herrin und hier lebte sie die wenige Zeit, die für sich zu leben sie sich überhaupt gestattete.

Anna Petrowna war eine Heilige. Sie war unverehelicht geblieben — man munkelte allerhand von einer Jugendsünde, langer Reue und Kasteiungen —, gewiß war nur, daß sie sanft und hingebend gütig und alliebend war wie die Engel Gottes.

Hoch und schlank mit ihren 65 Jahren, gab sie den Augen das Bild einer vornehmen und anmutigen Greisin der großen Welt. Ihr Gang und ihre Hände, ihr feines blasses Gesicht und ihre ausgewählte Kleidung waren in wohltuendster Harmonie. Russisch sprach sie außer zur Dienerschaft nur selten; sie liebte ihr eigenes melodisches Französisch, das nicht unelegant, wenn auch leidlich fehlerhaft war, — liebte es als die Sprache ihrer Jugend und Erziehung, wie sie die alten Möbel, die alten quasi leibeigenen Dienstboten, das alte Haus, die alten Gebräuche liebte. Wie sie in ihnen atmete als in ihrer Lebensluft.

Und so wie sie nun eben war, betete alles sie an, pries sie — und sog sie aus. Das war bei Anna Petrowna eine leichte Sache —, denn sie ließ ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, über letztere am hellsten,

weil diese die unschuldigen kleinen Stellen, an denen Anna Petrowna sterblich war, meist besser kannten.

Ganz und gar sterblich in bezug auf ihre Vornehmheit und alte Herkunft, auf das Bild der Schloßherrin alter Zeit; für sie war dieses auch nie verblichen, für das Neue hatte sie nur das stille Ignorieren lächelnder Herablassung, das sie für jede Zeitung, jedes neue Buch, jedes aktuelle Weltereignis hatte. Ihre Welt brauchte all so etwas nicht und daher war es auch nicht einmal sehr comme il faut . . .

Doch war ihr sanftes Regiment auf Neismennoje ihr von allen Seiten begrenzt —, denn auf ihrem Leben machte sich ein knöchernes, mumienhaftes Kreuz breit, das Anna Petrownas einzige verwitwete Schwester war, Awdotja Petrowna hieß, kinderlos, dagegen aber fast 80 Jahre alt. Die Gutsherrin hatte sie damals, als der Mann starb und sie als so ziemlich steinreiche Witwe zurückließ, aus reinster Güte zu sich genommen.

Wenn es nun schwer fiel, Anna Petrowna zu vergessen, so krallte sich Awdotja Petrowna nachdrücklicher in das geduldige Gedächtnis. Jedenfalls gab sie die beste Folie für Anna Petrownas vornehme Lieblichkeit, eine greisenhafte aufgeputzte Leiche und doch voll unwiderstehlicher Komik in ihrer ganzen Scheußlichkeit. Ihr Geiz und ihre Habsucht hatten in ihren Spinnenfingern und ihren roten, leicht triefenden Augen Körperlichkeit gewonnen. Die Pergamenthaut und der schiefe, bleiche Mund wurde durch die kastanienbraun gefärbten Haare und die kleine, täuschende Rosenglut auf den hohlen Wangen nicht ausgemerzt. Wehe dem, der sie etwa

abends in ihrem Schlafzimmer, ausgekleidet, sehen mußte!

Awdotja Petrowna hielt viel auf sich. Sie ließ bis zu ihrem Tode nicht von der Vorstellung, eine immerhin noch beileibe nicht reizlose „belle femme" zu sein. Im Sommer, in Neismennoje kleidete sie sich stets in weiß, doch da ihr Geiz sich schwer zu einer größeren Ausgabe entschloß, nahm sie praktischerweise ihre Zuflucht zu Unterröcken von derselben Unschuldsfarbe, mit gleichfarbiger gestickter Nachtjacke mädchenhaft kombiniert. „J'aime à m'habiller bien" pflegte sie dann in ihrem unaussprechlichen Französisch zu sagen, das keinen richtigen Satz bringend, und fortwährend von unmotivierten und gänzlich untypischen russischen Ausdrücken unterbrochen, nichtsdestoweniger um keinen Preis der Welt gegen einfaches Russisch vertauscht worden wäre —, der gequälte Zuhörer blinzelte schon nach einer halben Stunde nervös mit den Augen und fühlte eine Migräne leise im Anzuge.

„J'aime à habiller bon", mit einem Lächeln an sich herabsehend, „surtout blanche,vous savez blanche, parce que c'est wsjotaki (immerhin) toujours distingué . . ."

Eine von den vielen Angewohnheiten Awdotja Petrownas war es, zweimal die Woche für acht bis neun Stunden in der Banja (Badestube) zu verschwinden. Aufs geheimnisvollste tauchte sie dann mit Arischa, ihrer alten Kammerfrau, die ein Höllendasein bei der alten Mumie führte, in der knapp vollgeheizten Badestube unter, und erschien erst am späten Abend neu verjüngt, wobei sie

zu aller Auserlesenheit der weißen Toilette noch ein hellblaues, aus Mohairwolle gehäkeltes „Fanchon" auf ihren Wackelkopf gesteckt hatte.

„C'est que le défunt mon epoux m'adora ! Par exemple dans cette beau fichu ! . . . O Madame, si vous sachiez comme cet homme m'adora ! Par exemple, il me nomma tou-toujours „mon ange" — o mais il me traîna sur les bras, en montant ljestnitzu (die Treppe)!" —, welche Vorstellung ein aufrichtig schauderndes Mitleid mit „le défunt mon epoux" in unserer Seele erregte. Dieser ehrwürdige Greis spielte überhaupt eine nicht geringe Rolle in Awdotja Petrownas Erzählung. Er hatte die damals Zwanzigjährige als achtzigjähriger zittriger General heimgeführt, doch beugte sie dem aufquellenden Mitleid mit solch verlorener Jugend vor, indem sie einem versicherte:

„Oh, mais il etait si délicat, si énor-me-ment délicat . . . Madame, uwjerjaju Wass (ich schwöre es ihnen zu) c'ètait un saint, m'aimant comme père, pas plus que ça . . .", welche Heiligkeit man durch den schnöden Verdacht, ihm sei wohl nicht viel anderes übrig geblieben, lieblos zu entwerten geneigt war . . .

Ja, die Generalin war wirklich die Geißel ihrer sanfteren Schwester geworden, nicht nur die durch die anspruchsvolle Tatsache ihrer Existenz, als noch vielmehr durch ihre einzelnen Handlungen.

Gar nicht davon zu reden, daß sie mit ihren, vom General straff gefüllten Säckel die Frechheit hatte, ein monatliches Gehalt von ihrer weit ärmeren und mit jedem Jahr mehr verarmenden Schwester zu beziehen,

weil sie die Herablassung hatte, ihr das runde Jahr hindurch Gesellschaft zu leisten, wobei sie das Haus im wahrsten Sinne des Wortes kapp und kahl fraß —, da fremder Zucker ja nicht schlemmen soll. Nein, bei dem sich geisterhaft sachte abbröckelnden Wohlstande der Gutsherrin, dem fett auf Zinsen brütenden, sich verdoppelnden Reichtum der Mumie, hinderte diese das nicht, mit der schielenden Unverfrorenheit ihrer roten Augen mit Haut und Haar auf Kosten der jüngeren Schwester zu leben. Diese aber war viel zu sanft und zu vornehm, um über alles dieses je ein Wort zu verlieren.

Nur gerade ihre Galeerensklavin von Kammerfrau bezahlte sie selbst, so wie den ganzen Apparat, den ihre Schönheit, ihre weißen Toiletten usw. kosteten. Sie tyrannisierte Anna Petrowna auf jedem Schritt, worauf diese mit kühlem, aber sanftem Schweigen, höchstens einem leichten Emporziehen der Augenbrauen zu reagieren pflegte.

Vielleicht trat jede der beiden Schwestern nie so typisch hervor, wie bei den Mahlzeiten, besonders wenn Gäste da waren.

Anna Petrowna präsidierte mit unnachahmlicher Grazie und einer gewissen natürlichen Hoheit in ihrer aufrechten Haltung, mit ihren feinen Händen achtlos wenige Bissen zum Munde führend, ganz dem Behagen des Gastes hingegeben und darin ganz Russin. Auch legte sie den jeweiligen Ehrengästen rechts und links stets eigenhändig vor, wobei es unter einer halben Ente mit sechs Gurken, dazu einem großen Weinglas Kognak und einem mittleren Bierglas Portwein — beispiels-

weiſe genannt — nicht abging. Jede Abwehrung dabei, ob energiſch, ob ſanft, prallte an dem zähen Eigenſinn der Sanften ab. Wenn man aber zum Schluß des Eſſens, klapperſchlangenhaft, kaum aufſtehen konnte, ſagte ſie, nachdem ſie ſich zuerſt langſam und mit einer, ich möchte ſagen, künſtleriſch wirkenden Feierlichkeit bekreuzigt hatte, „mais vous n'avez rien mangé, à quoi donc tous les remercîments, chère dame?“

Ganz anders Awdotja Petrowna. Sie hatte weder Zeit noch Möglichkeit auf ihrer Schweſter Gäſte zu achten, da ſie ſich gleich von Anfang an durch eine ziemlich hoch aufgebaute Mauer von Schwarzbrotſchnitten, um ihr Gedeck herum, vor vorwitzigen Blicken zu ſchützen pflegte. Dann ſchlang ſie zuerſt die unwahrſcheinlichſten Portionen jedes Ganges herunter — worunter ſechs große Paſteten auf den Sturz, z. B. nur der Eingang waren; ebenſo wie ſie es gewohnt war, ihren Anteil des Gefrorenen von einem Suppenteller mit Suppenlöffel zu ſchmatzen —, aber das war es nicht allein. Sie pflegte außerdem ein Beträchtliches an Speiſevorräten hinter der Brotmauer zu verſtecken, um damit ſpäter die Galeerenkammerfrau zu beſchenken, was immerhin fünfzig bis fünfundſiebzig Kopeken monatlich weniger Koſtgeld für dieſe ausmachten. Man hätte Awdotjas Anweſenheit bei Tiſch total vergeſſen, hätte nicht das Pergamentgeſicht dazwiſchen über die Mauer geblinzelt, einem ſchiefen, grauen Raben nicht unähnlich, um einem nickend und leidenſchaftlich kauend zuzuflüſtern: „Dokuschaite, dokuschaite (aufeſſen, aufeſſen!) . . . Dann konnte wohl dazwiſchen ein Seitenblick der Hausherrin

sie treffen: „Mais Eudoxie . . .", worauf Eudoxie bereitwilligst hinter die Mauer zurücksank.

Ein sehr alter, kleiner, magerer Diener aus Urväterzeiten bediente nach allen Regeln in Frack und weißer Halsbinde. Und auf der Schwelle ihres schönen lichten Schlafzimmers fand Anna Petrowna zu jeder Tages- oder Nachtzeit ihre alte Kammerfrau, die schon die verstorbene Herrin bedient, die nächste noch bedienen würde, Dunjascha. Sie kam nie aus den oberen Zimmern, zu denen sie gehörte wie ein stiller Geist, mit der lautlosen Unterwürfigkeit ihrer farblosen mageren Leibeigenschaftsgestalt. Sie konnte und wollte nichts als ihre Herrin aus- und ankleiden, die Heiligenbilder putzen, die Heiligenlampen füllen.

Unten im Gastflügel, wo Awdotja Petrowna ihr Reich aufgeschlagen, wohnte in einer winzigen Zelle ein Faktotum der vorvergangenen Gutsherrschaft, noch eine richtige Leibeigene, wo die anderen nur den Typus bewahrten. Zwergenhaft gebückt, über 100 Jahre alt, ein Uhugesicht mit scherhaften Augen, dem man nicht gern im dunklen Korridor begegnete.

Von Anna Petrowna als Patronin ihres Stifts im großen roten Hause bei der Parkeinfahrt zu erzählen, würde ein Kapitel für sich fordern; vielleicht erzähle ich noch einmal davon, heute nur, daß sie dort mehr als irgendwo, die gütige, stets ersehnte Fee war. Wohl täglich sah man sie mit ihrem leichten Gang, den grünen Parkweg herab, zum alten „Ordenshaus" gehen. Wobei dann ein halbes Dutzend runzliger, zahnloser Greisengesichterchen winkend und nickend hinter den Fenstern er-

schien —, ein volles Dutzend Klagen und Bitten nebst einem vollgerüttelt und geschütteltem Maß Klatsch, harrten immer der mit schenkenden Händen kommenden Guten.

Ja — das Schenken. Im Kleinen und Großen, das grub dieser Frau, die nie im Leben das ihre gesucht und ihrer Existenz, die in ihrer Art ein Kunstwerk war, sein verhängnisvolles Ende. Zuerst war es der obligate Verwalter aller russischen Güter, der sie durch eine unabsehbare lange Reihe von Jahren leise und sicher fast bis zur Nacktheit bestahl. Die schönsten Waldstrecken, der beste Teil der Meierei, das fetteste Heu, ging beiseite und alle Andeutungen, Warnungen, ja offenen Denunziationen prallten an Anna Petrownas unauslöschlicher Vertrauensseligkeit zu diesem geriebenen Halsabschneider ab. Ja, sie erklärte zuletzt, sie verbitte sich ein für allemal alles Hetzen gegen den treuen Menschen, der ihr seine ganze fette Existenz durch dreißig Jahre hindurch dankte und sie dann ruinierte.

Aber fast mehr als alles dies war es Anna Petrownas eigene Lebensweise, die sie zu Fall brachte.

Ihr größter Charme war zugleich ihre Tragik. Sie verstand nur die große Gutsbesitzerin alten Schlages zu sein, die keinen Gast ohne Geschenk aus ihrer Tür ließ, die selbst den fremden Kutschern, nachdem diese sich bei ihr dick gegessen und getrunken, beim Abfahren drei Rubel in die Hand drückte, die ganze Dörfer unterstützte, alles, was entfernt der Nachkommenschaft groß- und urgroßväterlicher Dorfromane verdächtig schien, freihielt . . . Nur so konnte sie leben oder — sterben.

Und als sie das erstere durch fünfunddreißig Jahre hindurch getan und zum Schluß vor einem gähnenden Nichts stand, zog sie das letztere vor.

Zuvor aber sollte sie noch die ganze Hefe schmecken, die Verfall heißt, und das hatte sie nicht verdient. Jedem, der sie kannte, zog sich das Herz zusammen, wenn er einmal übers andere, das Rad schneller zu Tal rollen sah und die feine alte Frau unveränderlich gütig lächelnd nur immer blasser werdend dem Rollen zusah.

Jede leiseste Erwähnung des Schicksals verbot ihr natürlicher Stolz. Jedem Außenstehenden gegenüber blieb sie noch immer die große Gönnerin, als es schon keinem mehr ein Geheimnis war, daß kein Heller im Hause mehr ihr gehörte. Ganz allmählich — nur ab und zu, ruckweise an einem neuen Sympton des Verfalls merkbar. Ihre kostbaren Toiletten, die üppigen Diners, Gastgeschenke, Trinkgelder, alles sank, sachte, sachte . . . Und eines Sommers, kurz bevor sie wiederkommen sollte, hieß es plötzlich, Neismennoje sei gar nicht mehr ihr Eigen —, der junge Ehemann ihrer Erbin — Nichte und zugleich Pflegetochter —, ein reichwerdender Advokat, hätte die Hand auf das Gut gelegt; sie sei ihm für viele Tausende verschuldet gewesen und er hatte sonst keine Hoffnung, das Geld je zu erlangen —, so war Neismennoje das einzig Sichere, was sie noch besaß. Ihm war es schließlich nicht übel zu nehmen und durch seine Frau blieb's in Zukunft ja immerhin in der Familie. Aber doch gab es einem einen Stoß ins Herz, als man es hörte. Jeder fühlte — das war das Letzte —, das überlebte sie nicht, die mit der

Zähigkeit aussterbender Rassentypen am angestammten Besitz hing.

Wie stark ist mir das letzte große Festessen in Erinnerung, dem Anna Petrowna noch als Herrin präsidierte, kurz bevor sie den Entschluß faßte, sich doch lieber auf ihr letztes Bett zu legen.

Es war am 26. Juni, dem Schutzheiligentag von Neismennoje, also ein historisches Fest erster Ordnung im Familienkalender. Alles, was nur irgendwie in näherer Beziehung zu Neismennoje gestanden, sowie einige Ehrengäste aus Moskau waren geladen, eine Tafelrunde von dreißig Personen. Am Morgen war der feierliche Gottesdienst in der reichgeschmückten Kirche gewesen, nun saß alles mit abgestorbenen Knien, weihrauchschwindeligen Köpfen und leeren Mägen vor den Tellern. Der kleine, alte, magere Diener und Feodor, eine künftige Größe, vor der Hand noch Psalmensänger in der Kirche, taten schweißgebadet unter der Last der Schüsseln keuchend ihre Pflicht. Oben thronte, lächelnd und herablassend, heute mehr denn je die große Dame, Anna Petrowna. Das weiße Spitzenkleid trug sie freilich schon zu den beiden letzten Kirchfeiern, es sah bereits etwas ramponiert aus — auch fehlte die alte Brillantbrosche, die sie zu diesem Tage stets trug —, und vertrauerten Beobachtern fiel eine schwer verhehlte Müdigkeit um Stirn und Augen auf, so wie das leise zitternde Lächeln um den feinen Mund; sonst aber war sie souverän und huldvoll zu allen Gästen wie immer. Beim Aufheben der Tafel stand sie hochaufgerichtet da, sich

nach allen Seiten verneigend und die Herren zum Handkuß zulassend mit der Miene einer regierenden Fürstin; so vornehm war sie noch nie erschienen.

Ganz unten an der Tafel aber, wo nur die intimsten Hausgenossen zwanglos beisammen saßen, sah man auch einen jungen, schmalschultrigen, leicht vornüber geneigten Mann mit schönen Zügen und etwas kalten, stahlblauen Augen sitzen, einsilbig und scheinbar keine Rolle spielend; nur als alles zur Wirtin strömte mit den üblichen überschwenglichen Danksagungen für die genossenen Tafelfreuden, blickte er zu der fürstlichen Geberin hin und der Schatten eines Lächelns zog über seine unbeweglichen Züge. Dies aber war der Mann von Anna Petrownas Nichte. Ihm gehörte das Gut — der Speisesaal — jedes Glas auf dem Tisch — jeder Bissen auf dem Teller. Alle wußten es und alle taten, als sei alles beim alten.

Nun, und dann legte die zu schwer Geprüfte sich. Äußerlich war es eine akute Altershrankheit, im Grunde starb sie einfach am Zerfall von Neismennoje. Diese Existenz war ihr Leben gewesen und kein Mensch überlebt sich selbst, es sei denn durch seine Werke. Die aber folgten auch dieser armen Heiligen nach. Ein langsames Hinsiechen den Sommer hindurch, mit unsagbarer Geduld und Sanftmut getragen, wenig große Qualen. Ein allmähliches Erlöschen. Täglich blasser und müder.

Nun verließ sie das große Schlafzimmer und das alte zweischläfrige Ahnenbett nicht mehr. Wie eine welke weiße Blume lag sie in all dem Weiß dieses

Raums. Dunjascha verließ sie keine Sekunde mehr, tags lauschte sie an der Türspalte auf jeden Atemzug von ihr, nachts kauerte sie betend an ihrem Fußende.

Awdotja Petrowna betrat das Krankenzimmer ihrer Schwester nie. „Vous me comprenez, ma chère, c'est que je n'aime pas les malades, ça me donne sur les nerfs." — „Mais Awdotja Petrowna votre soeur se meurt . . ." „O que dites vous!" mit einem bösen Blick auf den Sprecher und sich dreimal bekreuzigend, „qu'est ce que ça . . ." Und die Kranke fragte auch nie nach ihr, sie wollte Frieden.

Alle aber, die sie liebend noch einmal besuchten, wurden dicht neben ihrem Sterbebett abgefüttert. — Wein, Trauben und Konfekt standen immer da, und wie Zucken zog es über die sich kaum noch öffnenden Lippen, wenn man sich etwas weigerte.

Und eines Morgens schien die Sonne von Neismennoje zum letztenmal durch die zwei Fensterwände auf dies müde Antlitz. Zu Häupten stand der Priester, der eben die heilige Ölung vollbracht, — dann ihre junge, leidenschaftlich schmerzvolle Nichte, die Erbin und deren Mann; ihr Arzt, der sie in den Armen hielt in ihrer großen Atemnot; diese wenigen umgaben sie. Dann lautes Zischen und hastige Schritte an der Tür — die herbeigerufene Awdotja Petrowna, ohne Puder und Emaille, im Morgenrock, trippelte herbei: „Annette, Annette, — mais ça sera rien — qu'as tu donc?" . . . „Mais c'est que je — me — meurs . . ." kaum hörbar die Sterbende —. Da warf sich die alte Sünderin in ungeheuchelter Angst vor dem Bett in die

Knie, wo sie bis zum Ende, Gebete murmelnd, liegen blieb.

Kaum ging ihr Atem mehr —, dann plötzlich bewegten sich ihre Lippen noch einmal: „Ssaschа" . . . zu ihrer Nichte, dabei mit den brechenden Augen zu ihrem alten Pult weisend, „n' oublie pas au docteur . ."

Die junge Frau, die gleiche Rasse, verstand sie sofort — leise öffnete sie, nahm das Portefeuille, das vorn lag und reichte es geöffnet hin —, einige Scheine fielen heraus, ihre letzte Habe. Sie nahm den größten davon und dann noch einmal: „à mon cher docteur — grand merci . . .". Es ging zu Ende, aber nach einer lautlosen Minute kam es noch einmal wie verlöschend: „Ssascha — garde moi — Neismennoje" — —, dann war alles still. Sie hatte ihren letzten Atemzug getan.

In diesem Moment geschah etwas Merkwürdiges. Keiner hatte sich noch gerührt, da tauchte lautlos hinter dem hohen Fußende des Totenbettes die Hundertjährige auf, mit ihren alles durch und durch sehenden Augen, die Gestorbene gespenstisch und vertraut anstarrend, einem Geist des alten Geschlechts gleichend, stand sie unbeweglich da, das neue Glied in die lange Kette einnehmend. —

— — Und dann kam das Begräbnis. Ein richtiges, altrussisches, altadeliges, wie man es in unserer traditionslosen Zeit selbst in Moskau nur noch selten erlebt. Für diese alte Frau sollte aller übliche Prunk und alle Feierlichkeit erfüllt werden, die die Feierlichkeit geliebt, wie etwas ihr Zukommendes. Die junge Herrschaft leitete alles mit zeremonieller Pietät — unbeweglich und

marmorn der Herr, in ſlawiſcher Exaltation die junge Frau. Und Awdotja Petrowna hatte nichts dagegen, da es ſowohl in ihrem Geſchmack als aus der Nichte Geldbeutel war. Auch ſie blieb ſich treu bis zum Tode, gleich der Entſchlafenen. Nur die erſten zwei Tage zitterte und jammerte ſie nach Trauerſtaat; wie dieſer ihr aus der Stadt beſchafft war, verſchwand ſie zuerſt für dreiviertel des Tages in der Badeſtube und erſchien dann von Kopf bis Füßen in Krepp gehüllt. Aus Angſt und Geiz um ihren langbeſchleierten Trauerhut, behielt ſie dieſen dann auch alle drei Trauertage von früh bis ſpät in die Nacht auf dem Kopf, was ſich beſonders bei den Mahlzeiten wunderlich genug ausnahm. Dann aber verſank ſie in eine aus Zeremonialität und klappernder Todesfurcht gemiſchte Gebetslethargie, — man ſah ſie nur noch auf dem Boden kniend und murmelnd, niemand hat ein Zeichen wirklicher Trauer, eine einzige Träne, um die, die ihr alles geweſen, geſehen.

Ganz Neismennoje lag in Trauer. Eine einzige große Wallfahrt von früh bis ſpät zu der in reichem Schmuck aufgebahrten, hoheitsvollen, ſtillen Leiche. Ganze Dörfer — ſchluchzende Weiber mit ihren Kindern, die ſie geſpeiſt; vergrämte, leiſe weinende Muſhiki, denen ſie ausgeholfen; die rotgeweinte, faſſungsloſe Dienerſchaft; die angereiſten Verwandten, unter ihnen die jungen Neffen, Brüder der nunmehrigen Gutsbeſitzerin. Alle aufrichtig betrübt um die, die niemandem je ein Haar gekrümmt. — Doch aber war da z. B. die rothaarige Kuſine, die ihr ganzes Vermögen am Totaliſator verſpielt, und zwiſchen konvulſiviſchem Schluchzen weh-

leidig flüsterte: „Ma chère Ssascha, dites — moi donc, elle ne voulait donc pas se souvenir —, de sa pauvre cousine Sinaide qui l'aimait tant — cette chère sainte" —, was ihr einen grimmigen Blick des asthmatischen Vetters ihres Bruders, der ihre Totalisatorschulden bezahlen mußte, zutrug. — Dann kam das Stift, eine rührende Garde bitterlich weinender Skelettchen, alle vom Tode gezeichnet, und alle doch noch so gern lebenwollend, was ihnen ohne ihre Königin wie ein unentwirrbares Rätsel schien.

Es kamen Gäste von den umliegenden Gütern, vornehme und bescheidene, aber alle mit dem Herzen beteiligt.

Als die Bauern des Gutes den Sarg ihrer Herrin hochhoben und der Zug sich aus dem alten Hause den Parkweg entlang zur Familienkirche in Bewegung setzte, brach das Schluchzen durch. Alle Schattierungen und alle Grade von Schluchzen, und das Beerdigungsgewimmer, ohne das keine richtige slawische Totenfeier stattfindet, gab dem ganzen seine traditionelle Note.

Traditionell und in strenger Feierlichkeit, die nicht ohne düstere Schönheit war, rauschte der fünf Stunden dauernde Gottesdienst über den offenen Sarg.

Es war alles da. Kirchensänger aus Moskau, um das „Ewige Gedächtnis" verständnisvoll leise zu intonieren, dreifache Geistlichkeit im neuen Trauerornat, das lange, schmerzvolle Abschiednehmen der Bauernschaft von der Toten —, vorn, zwischen ihren Brüdern, als gehöre sie heute einzig hierher und nicht zu ihrem abseits stehenden Gatten —, die hohe schwarze Bojarin-

nenerſcheinung der jungen Gutsherrin —; in dunkler Ecke vor einem Seitenaltar ein auf dem Boden liegendes murmelndes Krepphäuflein, Awdotja Petrowna — und Schluchzen, Schluchzen durch die Kirche.

Dann kam das Leichenmahl. Von einer Würde, die Schönheit war. Vier lange Tafeln im Hauſe, zwei in der Leuteküche, die beiden größten für die Bauern auf dem inneren Hof. Dreierlei verſchiedene Bewirtung, für jede Rangordnung eine.

Am Herrſchaftstiſch lautloſe Stille. Jeder nahm ſich ſtumm ſein Teil von den Speiſen des Leichenmahles vor. Ein ſeltſames Gemiſch von Tradition und rein ruſſiſchem Überfluß auch hier. Zu den hiſtoriſchen Bliny unwahrſcheinliche Berge von Kaviar, mit Suppenlöffeln vorgelegt. Dann dreierlei Fiſchgänge von den koſtbarſten Fiſchen; zuletzt der weiße Kiſſelj (alte ruſſiſche Begräbnismehlſpeiſe).

Zum Schluß erhob ſich alles feierlich, und während der alte glattraſierte Diener ſchmal und blaß von Nachtwachen und Weinen, die gefüllten Gläſer mit dem Trauermet herumreichte, ſprach der Pope ein Gebet und ein unſichtbares „Ewiges Gedächtnis" klang es ſterbend zart aus dem Nebenſaal, wobei alle Trauernden mit den Metgläſern leiſe anſtießen. Sachte bewegte ſich der Zug dann durch die Zimmer mit den nach alter Sitte weiß verhängten Spiegeln, die Wendeltreppe am grünen Seil herauf in das Sterbezimmer. Auf dem weißen Bett lag das Kreuz und das Heiligenbild, die ewigen Lampen brannten, es war totenſtill und der Geiſt der Einen lag darüber.

Wieder leise anschwellende Gebete, wieder das fast verschwimmende „Ewige Gedächtnis", dann ging unter stillem Weinen der Trauernden noch die Totenschüssel mit Reis, schwarzen Pflaumen und der kleinen Silberschaufel herum, alles immer unter fortwährendem Bekreuzigen zum Sterbebett hin —, das letzte Gedächtnismahl für die Verblichene. Dann Schweigen und Ende.

Schweigen in der dämmrigen Familiengruft bei den brennenden Totenlampen —, Schweigen über dem leeren weißen Bett, Schweigen über dem alten verwaisten Hause.

Die Letzte des alten Geschlechts war dahin, eine neue Zeit begann.

❁

IV

Alexandra Nilowna

Nun waren Wassiljews Besitzer von Neismennoje. Die Kränze auf Anna Petrownas steinernem Grab welkten schon.

Daß ich das Eine nur gleich sage —, denn es macht der jungen Gutsherrin Ehre —, sie vergaß die letzten Worte, die die Sterbende zu ihr gesprochen, nie, und hütete den alten Geist von Neismennoje, so weit das in ihrer, von tausend gärenden Leidenschaften einer noch unreifen Natur zu erfüllenden Macht lag. Und ihr Gatte ließ sie gewähren. Es blieb ihm auch nicht

viel anderes übrig, denn mit Alexandra Nilownas, seiner jungen Gemahlin, Überzeugung war nicht zu spassen. Wie Feuer und Wasser sind diese zwei Menschen, die sich fürs Leben die Hand gereicht, und zwar in einer Situation, die einigermaßen aus dem Rahmen des Alltäglichen trat, wie alles an und um diese intensive Frau.

Sie war eigentlich die halbe Pflegetochter von Anna Petrowna gewesen, ihr Vater der einzige heißgeliebte Bruder der beiden alten Damen, General und Regimentskommandeur in einer großen russischen Gouvernementsstadt, starb plötzlich und hinterließ seine Witwe, eine einst bedenklich lebenslustig gewesene, hübsche Polin und seine drei Kinder — von denen zwei Söhne —, leidlich mittellos zurück. Die Jungen kamen in adelige Erziehungsinstitute, Ssascha, die damals dreizehnjährige, früh entwickelte und temperamentvolle Tochter übernahm die sanfte, lebensunkundige Anna Petrowna.

Im Hause dieser zwei Vorigenjahrhundertdamen in Moskau, in den stillen Straßen des Arbat, wo ihr einstöckiger Ossobnjak (Einfamilienhaus) lag, wuchs dies junge Rassepferd auf.

Man kann getrost sagen, daß sie die Alten halb tot genörgelt hat, das heißt, Anna Petrowna, denn Awdotja war ihr insofern gewachsen, als sie sich die sechs Jahre des Zusammenhausens immerhin mühte, die kleine Wilde zu zähmen — hartnäckig und vergeblich —, was ihr von dieser, die die ganze Natur dieser Teufelsgroßmutter durchschaute, mit unverhohlenem Haß gelohnt wurde.

Anna Petrowna liebte ihres einzigen Bruders Kind wie ein eigenes, und die kleine Alexandra fühlte sich gleichfalls durch Blut und Rasse mit dieser Tante verwachsen; auch schwärmte sie heimlich für deren Anmut und Vornehmheit, die ihr ganz abgingen, was alles sie aber nicht hinderte, sich mit allem, was ihre jugendliche Kampfnatur an Krallen und Zähnen besaß, der Tante zu widersetzen. Und die viel zu Weiche ließ sie am Ende jedesmal gewähren, wenn auch meist mit dem klagenden Seufzer: „Eudoxie, dites-donc ma chère, que faire de cette enfant?“ . . . „La dompter, bon Dieu, mais qu'est que vous imaginez Annette!“, wobei man dann Alexandras dicken schwarzen Zopf um die nächste Ecke fliegen und Awdotja Petrowna dabei die blanken Mäusezähne zeigen sah.

Beim geringsten Kopfschmerz, ja auch nur bei leiser Unlust zur Schule blieb sie einfach weg. Kam Besuch, den sie nicht liebte, ins Haus, schloß sie sich in ihr Zimmer ein. Bei Gesellschaften hocharistokratischer Verwandten, von Anna Petrowna nur „mon prince“ angeredet, die ihr nicht paßten, ging sie nicht hin. Kurz, sie tat, sagte und dachte, was sie wollte, schnauzte alle an und gebärdete sich auswärts, wie zu Hause, gleich einer Fürstin, denn das stak ihr im Blut, und war ein ziemliches, kleines Ekel.

Eines schönen Tages, Alexandra Nilowna war inzwischen 15 Jahre alt geworden — eine über das Maß hinausgehend üppige Erscheinung mit einem Rasseköpfchen, rassigen Füßen und Händen und von unbändigem Lebensdrang —, also eines schönen Tages trat ein junger

Mann von 22 bis 23 Jahren bei ihr auf, der sich als ihr alter Spielgefährte aus dem Elternhause entpuppte, aus der Zeit, wo sein Vater als kleiner Regimentsschreiber bei Sr. Exzellenz dem Regimentskommandeur gedient und die zwei Kinder von früh bis spät unter Alexandra Nilownas unerbittlichem zehnjährigem Szepter gespielt hatten. Jetzt kam er nach Moskau studieren, ohne Geld, ohne eine andere Protektion, als die seiner Jugendtyrannin. Und siehe da — in kurzer Zeit hatte diese ihn, auf freies Logis und Tisch, bei ihren Tanten untergebracht. Ein instinktives Gemisch von uneingestandener Zuneigung, die dieser kluge und unaufschließbare Junge ihr immer eingeflößt, und dem alten Drang ihn zu quälen, machte sie hier zu seiner Gönnerin. Und da sie bei Anna Petrowna, sobald es zu helfen galt, von vornherein gewonnenes Spiel hatte, kam der Plan aus.

Michael Alexandrowitsch bewohnte das Mansardenstübchen oben, wurde dafür aber mit Essen genudelt, wie ein junger Puterhahn vor Weihnachten.

Anna Petrowna konnte ja im ganzen nicht anders als gütig sein; dennoch aber hatte sie Nuancen gegen den armen Schreibersohn, wenn etwa „mon prince“ oder andere Koryphäen anwesend waren —, allmählich wurde ihm sein Essen, wenn hohe Gäste kamen, heraufgeschickt, ohne daß er etwa selbst darum gebeten.

Er wurde blaß bis in die Lippen, aber er schwieg.

Awdotja Petrowna behandelte ihn wie ihren Leibeigenen, was an seinem kalten Phlegma abzuprallen schien, denn die Generalin verachtete er zu sehr.

Und Alexandra Nilowna? Sie ließ ihn keinen Moment aus den Augen, war verstimmt, wenn er ausging, haßte alle seine neuen Kameraden. War er aber da, so sprach sie kaum anders mit ihm, als über die Schulter hinweg und ohne ihn anzusehen.

Die Dienerschaft sah ihn halbwegs als einen der Ihren an, wenn auch in aller Gutmütigkeit und keinen Tag in all den vier Jahren, die er dort gelebt, vergaß er, daß er das Kind des Subalternbeamten und aus Gnaden von Tante und Nichte hier angenommen war.

Aber er war still und arbeitete. Arbeitete Tag und Nacht wie ein Taglöhner, kannte kaum Schlaf, nie ein Vergnügen, nie Ferien, nie ein Atemholen. Und so machte er ein Examen nach dem anderen, eins glänzender als das andere —, alle ohne Aufhebens, kaum daß er ein Wort davon sagte.

Zu Hause saß er fast nur auf seiner Dachstube; sah man ihn unten, war er wortkarg und kalt, er trug alle Kränkungen schweigend, die Wohltaten duldete er mit aufeinandergebissener Lippe, und war in vier Jahren cand. jur., in viereinhalb bereits Gehilfe des ersten Advokaten Rußlands, der sein Domizil in Moskau hatte.

Alexandra Nilowna war unterdessen 19 Jahre alt geworden und hatte das Gymnasium mit Ach und Krach beendet. Aber sie war unwissend wie eine kleine Botokudin, zum erstenmal erkannte sie das selbst, jetzt, mit knirschenden Zähnen auf ihre verspielten Lernjahre blickend. Hell genug, um zu begreifen, daß man zu jetziger Zeit mit Allüren und „chère dame“ nicht mehr sehr weit kam —, tobte sie gegen Anna Petrownas

Nachgiebigkeit, ihre Lehrerinnen, ihr Leben — und ein Häppchen auch gegen sich selbst — aber wenig.

Sie wurde auf die Bälle geführt, wo sie sich nur mäßig amüsierte, da die geleckten Kavaliere die ganze Hofmacherei ihrer Kreise, bei ihrem radikalen Temperament, ihr nur wenig behagten. Auch wollte sie vorderhand weder von Liebe noch von Heiraten viel wissen. Eines Tages kam durch einen Stadtboten ein Brief an ihre Adresse. Es war ein schriftlicher Antrag von Michail Alexandrowitsch.

Sie sann einen Augenblick vor sich hin, dann lachte sie etwas hart und setzte sich an ihren Schreibtisch —, schrieb eine jäh hochfahrende Absage von einer Zeile und stürzte sich in ihre Bücher. Den Tanten sagte sie natürlich kein Wort. — Nur lernen, lernen —. Nur nicht so wie die Tanten bleiben — nur vorwärts leben — erleben.

Nach einigen Monaten sah sie sich bankerott mit ihren Studien, das Fundament war zu wackelig, um darauf zu bauen; sie stampfte mit den Füßen, weinte auf ihrem Zimmer — dann durchzuckte sie eine Idee . . . und mit einem Schritt war sie an ihrem Schreibtisch, ihre Hand flog über das Papier, eine halbe Seite, kuvertiert, zugeklebt, adressiert, Dunjascha anvertraut und der Himmel war wieder heiter.

Dunjascha war natürlich Analphabetin, doch sie wußte, an wen sie den Brief zu bringen hatte, und kopfschüttelnd murmelte sie vor sich hin: „Ach, was für eine Wunderliche, unsere Ssaschenka, gestern ein Fußtritt und heute ein Briefchen —, o Gott, o Gott, wenn das

die Herrin Anna Petrowna wüßte," und dabei trottete sie gehorsam ihres Weges, den Brief im Brusttuch.

Am nächsten Morgen blieb Alexandra Nilowna ungewöhnlich lange auf ihrem Zimmer und wie sie zum Frühstück herunterkam, wo die beiden Tanten schon am Eßtisch saßen, kopfschüttelnd über ihre Verzögerung, war die Schuldige bereits in Mantel und Hut, ihre Reisetasche in der Hand.

„So — nun wollen wir uns noch verabschieden, Tante Alja," sagte sie in ihrer herben, jeden Widerspruch als hoffnungslos ausschließenden Art, „ich fahre mit dem 3-Uhr-Zug" —.

„Du fährst? Mein Gott, dies furchtbare Kind, wohin denn? wohin?"

„In die Schweiz, nach Zürich."

„O mon Dieu pour Zurich! et pour quoi faire?„

„Lernen! Ein gebildeter Mensch werden!" (Alexandra Nilowna sprach grundsätzlich nie Französisch, weil sie es nur mäßig beherrschte und auch um Awdotja Petrowna einen Tort anzutun.) „Hier lerne ich ja doch nichts."

„Mais chère enfant — toute seule — s'est impossible . . . ça ne ce fait pas chez nous. wot i wsjo" (und dabei bleibt es) belferte Awdotja Petrowna fahl vor Wut dazwischen, doch Alexandra Nilowna würdigte sie während der ganzen Zeit keines Wortes noch Blickes, nur zu Anna Petrowna redend.

„Toute seule, dans nos temps — sans argent — et d'ou avez vous donc ce passeport malheureux, qu'on dit d'avoir besoin, allant à cet étranger terrible?"

„Beunruhigen Sie sich nicht, ich habe alles, Geld und Paß."

„Mais qui vous l'a donné ? malheureuse enfant ? qui donc ?"

„Michail Alexandrowitsch, und allein reisen bedeutet mir nichts, mich rührt so leicht keiner an," dies mit dem leicht zurückgeworfenen Kopf wie eine verkappte Zarin, nur um einige Jahrhunderte zurück, „und nun leben Sie wohl, liebe Tante, es ist spät," beide Alten flüchtig küssend, stürmte sie aus dem Zimmer.

Die beiden Alten aber fielen atemlos in ihre Stühle, Anna Petrowna einer ernsten Ohnmacht nahe.

Nach einer halben Stunde trottete Dunjascha wieder aus dem Hause, nicht weniger eifrig als gestern in der Dämmerung. Sie trug eine Depesche an Alexandra Petrownas Mutter zur Post. Auf dem Blankett stand mit sichtlich zitternden Zügen: „Malheur — Ssascha partie Zurich — études — désolées — que faire ?" Annette, Eudoxie.

Nach einer kurzen Nachmittagspause, eine Stunde nach eben erzähltem Vorfall, saßen die schreckenskranken Tanten mit ihrem Tee in der Dämmerung im niedrigen Wohnzimmer am Fensterplatz, der auf die winterliche stille Straße sah, da sahen sie, wie ein bepackter Droschkenschlitten vor ihrem Hause hielt und: „O Dieu — mais c'est Ssaschenka, qu'est-ce qu'il est donc arrivé, mais voilà qu'elle revient —" und ehe die zwei sich noch erhoben, ging die Tür auf und beschneit, ein wenig atemlos und mit eigentümlich schwarz

ſchillernden Augen, ſonſt aber ruhig, ſtand die Entflohene vor ihnen.

„Eh bien — qu'as tu donc ?, wozu dieſe Komödie, dieſe unverſchämte?!" (das letzte ruſſiſch). Von Awdotja Petrowna.

„Ich reiſe nicht, habe mich anders beſonnen."

„Qu'est que cela veut dire ?"

„Habe mich eben mit Michail Alexandrowitſch verlobt!"

Jetzt verſtummten die Alten, ſie waren wirklich keines Wortes fähig, ſelbſt Awdotja Petrowna nicht, denn dies war zu arg. Ihn erſt en canaille behandeln, dann mit ſeiner Unterſtützung in die Schweiz reiſen und dieſe Verlobung!

Neben allem anderen hatten die Tanten auch ganz andere Freier für den Sproß ihres alten Blutes im Auge gehabt, als dieſen obſkuren, kleinen Koſtgänger und Nichtshaber! Aber ſo ſchnell ließ ſelbſt Anna Petrowna ſich nicht abſpeiſen. Sie mußte wiſſen, wie das geſchehen konnte?

„Ganz einfach auf der Fahrt zum Bahnhof."

„Ja, war er denn da?"

„Gewiß, er holte mich mit der Droſchke von hier ab."

„Nun — und — und — ?? . . ."

„Nun, und da fragte er mich unterwegs — das war bereits auf der Twerſkaja —, ob ich mich nicht doch lieber anders beſinnen und lieber ſeine Frau werden wolle —, er hat mich vor drei Monaten ſchon einmal gefragt, — damals wollte ich aber nicht, und ich ſchwieg und er auch, und wie wir dann am Breſter Bahnhof an-

kamen und er herausſprang und mir die Hand reichte, da ſagte ich, ich wolle."

„Und das war alles?"

„Alles."

„Und da kehrtet Ihr um?"

„Natürlich."

„Und wo iſt er denn?"

„Er fuhr nach Hauſe. Glauben Sie etwa, daß er Luſt hat, ſich Ihren gönnerhaften Mienen als Schwiegerſohn zu präſentieren, er braucht keine Gönner."

„Wie ſo? Er hat ja doch nichts."

„Michail Alexandrowitſch? Er iſt auf dem Wege ein reicher Mann zu werden, einen armen Mann heirate ich nicht, da ſeien Sie ruhig."

„Ja — aber um Gott, du behandelteſt ihn ja ... gefällt er dir denn?"

„Offenbar."

Und es hatte faſt den Anſchein als wäre das ſo. Ganz klug aber wurde keiner draus.

Abends aber ging der alte, glattraſierte Diener auf das Amt, es ging eine zweite Depeſche an Sſaſchas Mutter ab: „Second malheur, Ssascha retournée, fiancée à Michail Alexandrowitsch — que faire ?"

Annette, Eudoxie.

— — Und ſo heirateten ſich die zwei Kinder zwei verſchiedener Zonen, im Grunde geſchworene Feinde zweier unverſöhnlicher Lebensanſchauungen und doch fürs Leben aneinander geſchmiedet.

Ein Brautſtand von drei Monaten, die er auf einer

Tour in den Kaukasus, sie am Ostseestrande verbrachte. Alexandra Nilowna haßte Verlobungsbriefe, deshalb gingen nur zweimal wöchentlich Telegramme hin und her. Und im August heirateten sie. Eine kurze zeremonielle Trauung und Festessen in Neismennoje auf dem Gut, wo sie auch ihren Honigmond verlebten — ein schlimmer Name für diese Ehe . . . Ob sie glücklich waren? Ob sie sich liebten?

Ersteres vorderhand ja. Wenigstens so weit die Erreichung gewisser Ziele in Betracht kam. Das genügte Michail Alexandrowitsch völlig. Alexandra Nilowna einstweilen. Er war eine marmorkühle Natur, sie nicht.

Und in ihrer Art liebten sie sich auch. Sie sogar fraglos, so eingebettet in Egoismus und launenhafter Tyrannei ihre wunderliche Liebe auch war. Aber in die Bodenlosigkeit seiner kalten, schweigsamen Natur sah niemand.

Nur eines wußte jeder, der ihn in seiner Jugendzeit gekannt —, daß alle seine Moskauer Studienjahre nur das langsame und sichere Erobern eines unabweislich beschlossenen Planes waren — sich seine Rache zu nehmen. Die stille Rache einer eisigen Natur. Rache an der Behandlung schon in Alexandra Nilownas Vaterhaus — Rache an dem wie Almosen gebotenen Freitisch bei Anna Petrowna, wie an den tausend Demütigungen dort, still geschluckt, nie vergessen — Rache an der ganzen Stellung dieses hochmütigen Geschlechts zu ihm und seinesgleichen. Still und leidenschaftslos hatte er es sich zum Ziel gesetzt, fußend auf seiner Kardinalweisheit,

daß allein Geld Macht iſt: Stellung gewinnen, reich werden, die einzige Tochter des Geſchlechts, die ihn für ihren Privatlakeien nahm, erheiraten, das Erbgut erwerben, ihnen allen den Fuß auf den Nacken. — Mich ſollen ſie einſt brauchen, anders noch als ich ſie gebrauchte. Und ſtill, ſchweigend, mit einer dicken Hornhaut, die er ſich angelegt, ertrug er alles. Und war nun am Ziel. Das Geld. Das Weib. Das Gut.

Nur ein ſehr feiner Beobachter hätte den Zug kalten Triumphs auf ſeiner ſchönen, lebloſen Maske geſehen, die keine Maske, ſondern ſein urſprüngliches Geſicht war.

Das alles war das Leitmotiv geweſen, niemand aber konnte es ganz abſtreiten, daß Liebe mit darunter lief, eine Liebe eigener Art. Wie er ſeine Nobleſſe und einen, jedem Auge verborgenen Idealismus eigener Art tief in ſich hegen mochte.

Er ſtieg immer höher, in wenig Jahren war er der erſte Gehilfe und die rechte Hand ſeines berühmten Chefs und ſelbſt ein reicher Mann. Auf das unbändige Weſen und die zeitweiſe empörende Behandlung ſeiner temperamentvollen Frau, die ſich an ſeinem Reichtum mit ihrer Herkunft rächte, reagierte er nur mit kühlem Achſelzucken. An ihm prallte alles ab. Und ſtieß er auf Enttäuſchungen in ſeiner Ehe, ſo blieb ihm die Genugtuung, als kluger Emporkömmling die Tochter eines alten Geſchlechts heimgeführt und damit ſeinen geſellſchaftlichen Kredit erhöht zu haben. Nicht Mangel an Stolz, ſondern die angeborene träge Indifferenz ſeines

Blutes ließ ihn Alexandra Nilownas Ton gegen ihn gleichmütig ertragen.

— — Und sie? Ach, ihrer warteten bittere Stunden, sie hatte ihr Herz entdeckt, um es nur zu bald auch wieder erstarren zu fühlen —, an derselben Brust, an die sie sich aus Berechnung, Laune und Liebe geflüchtet; je ausfahrender sie wurde, um so kühler er, was Nichtachtung bei ihr schien, war meist Verzweiflung einer leer bleibenden Seele. Und diese wandelte sich dann zurück in doppelt hochmütiges Gebaren, als fände sie darin einen Trost. Einige Jahre wehrte sie sich wie eine Ertrinkende, ihre Gedanken gingen dunkle Wege in ihrer Not —, oft war sie hart am Abgrunde jeder scheiternden Ehe; immer wählte ihr unerzogenes Empfinden den Ausweg durch ihr vulkanisches Temperament und grub sich sein Grab damit immer tiefer.

Allmählich mied er sein Haus soviel wie möglich, verbrachte seine Abende nur noch im Klub — denn Kartenspiel war die einzige Passion seiner Fischnatur —, sonst arbeitete er ohne Atemholen und häufte Reichtümer.

Sie war am Abwege vorüber gegangen mit gerader Stirn, aber zuckender Lippe, trotz des naivsten, sittlichen Tiefstands ihrer Klasse und Umgebung, denn sie war eine reine und stolze Natur.

Zuletzt gingen sie, wie die vielen, nebeneinander her, er scheinbar schmerzlos —, sie in äußerer Resignation, innerlich eine Verzweifelte. Nur rastlose Tätigkeit betäubte sie.

„Wissen Sie, ich muß mich ja immer an Etwas

ganz hingeben — um mich nicht Einem ganz hinzugeben," sagte sie vertrauten Freunden einst in einer schweren Stunde. Es war einem leid um dies Vollweib, mit ihrem durch eigene Verblendung ungestillten Hunger.

So griff sie jedes Jahr nach etwas anderem, ohne Ausdauer und ohne Disziplin, wie ein launisches Kind, aber nie nach etwas Unedlem oder Hohlem. Das Leben hatte ihr in den ersten zwei Ehejahren zwei Kinder geschenkt, kleine Mädchen, von denen Sonja, die Erstgeborene, ein Ausbund an Schönheit und Klugheit war, eine kleine Tscherkessin, mit den gemeißelten Zügen ihres Vaters und einer Haut wie Elfenbein. Wie ein Wunderkind und mit des Vaters ruhig selbstverständlichem Ehrgeiz ging sie durch die Schule. Die kleine Tanja war grazil und kokett, eine Folie für die etwas marmorne Schönheit der Älteren. Alexandra Nilowna liebte ihre Kinder so ganz, wie sie alles erfaßte, aber sie füllten sie nicht aus. Kriegs- und Hungersnot, wissenschaftliche Vorträge und religiöse Missionen im Dienst ihrer Kirche, Armenpflege und schließlich eine Schule, deren Patronat sie übernahm —, alles dies fand sprunghaft und periodisch brennende Hingabe bei ihr. Nur bei der Schule verharrte sie länger. Das machte, weil diese in Neismennoje lag.

Neismennoje war ihr Ein und Alles und sie verwuchs mit diesem Winkel allmählich wie Anna Petrowna, nur auf ihre Art. Hier allein war sie ganz sie selbst, innerlich und äußerlich.

Es ist undenkbar von Alexandra Nilowna zu er-

zählen, ohne ein Wort von ihrer äußeren Erscheinung zu sagen. Denn diese war eins mit ihrer Seele. Eine Bojarin aus deren stolzesten Zeiten, ein feines rassiges Köpfchen auf einem kolossalen Körper. Die mächtige Üppigkeit, die man so nur in Moskau kennt. Dazu ein faszinierend pikantes Gesicht, fein und vibrierend von Temperament —, fast schwarzes Haar, schwarzgraue Augen mit kohlschwarzen Wimpern.

In der Stadt eine Modedame, die nur in den Ateliers der „grandes couturières" bestellte, in Neismennoje nur wenig besser gekleidet als Awdotja Petrowna gekleidet war, aber es stand ihr. Es war alles natürlich und nicht ohne Stil. So, wenn sie an heißen Sommertagen ihre anfahrenden Gäste, auf dem vorspringenden Haussims hockend, erwartete, das eben gewaschene Haar in triefenden Strähnen, wie schwarze Wasserschlangen ihr um den Nacken ringelnd, und dann nur: „O wie schön, daß Sie da sind — nun wie geht's? — Sie sehen, ich habe meine Haare eben gewaschen, entschuldigen Sie!"

Oder ein anderes Mal, wenn sie bei mächtiger Hitze mit heiterer Unbefangenheit, im Musselinmorgenrock auf bloßem Körper, Sandalen an den kleinen nackten Füßen und sonst rein gar nichts — in ihrer ganzen verblüffenden Kolossalität bei der Juliglut durch die Wälder strich.

Feodor war unterdessen ganz zum Lakaien aufgerückt — ein russischer Gutslakei in Wasserstiefeln, Weste und Kattunhemd —, außerdem nahezu alle anderen männlichen Obliegenheiten des Haushalts erfüllend:

Faktotum und Vertrauter, ſchlau, dreiſt, gutmütig und verſoffen.

Dunjaſcha blieb nach wie vor der ſtille Geiſt der oberen Zimmer, wo jetzt, neben dem weißen Sterbezimmer Anna Petrownas, das Alexandra Nilowna nach langem Kampf — denn ſie war bebend abergläubiſch —, bezogen, Sſonja und Tanja in dem Heiligenbild-geſchmückten Zimmer ſchliefen. Neben ihnen die kleine törichte, vertrocknete und halb taube Vera Sſergejewna als eine Art Bonne. Sie war die Schweſter des Gutspopen, eine „Beſobidnaja" (ungefähr: gutes Tierchen) und „in der Furcht des Herrn ergeben der Gebieterin".

Unten im Glasflügel lebte Mademoiſelle. Jeden Sommer eine andere. Immer ein ältliches, zum Schaden von Sſonjas und Tanjas Sprachfortſchritten wortkarges und ſäuerliches Weſen —, ich fürchte vom erſten Tage an zur Salzſäule erſtarrt vor Madames Schritten und Stimme.

Denn mit Domeſtiken ſpaßte Madame nicht, hatte auch nichts dagegen, manchmal dem Koch oder der Waſchfrau eigenhändig eine zu verſetzen.

Sie war ein wundervoller Freund auf Leben und Tod —, als Hausgenoſſe wohl ein Stückchen Satan.

Zwei neu hiſtoriſch werdende Figuren für Neismennoje waren Alexandra Nilownas Jugendfreundin Raiſſa Grigorjewna und ihr alter Schwiegervater. Erſtere kam mit dem Aufblühen des Flieders, wenn alle kamen, und fuhr pünktlich dreieinhalb Tage vor den anderen, nach Niſhni, von wo ſie ſtammte, zurück.

„Raitschka" kannte keinen Sommer außerhalb Neismennojes, Alexandra Nilowna keinen ohne Raitschka —, waren sie aber zusammen, so ertrugen sie sich schwer. Aber Raitschka war klug, auch sympathisch und voller Humor —, so ertrug sie die Orkane ihrer Gastgeberin gelassen, hatte ja auch Zeit gehabt, sich daran zu gewöhnen.

Michail Alexandrowitsch, der Hausherr, kam nur die Samstage aufs Land hinaus. Die ganze Woche über hielten ihn seine Geschäfte in der Stadt fest, so war Alexandra Nilowna geistig und faktisch die Herrin hier.

Dafür vertrat ihn, wenigstens für einen Teil des Sommers, sein Vater, was von seiner Schwiegertochter äußerst mißbilligend aufgenommen wurde. Ich habe noch nie eine Schwiegertochter gesehen, die ihren Schwiegervater mit solcher Konsequenz ignorierte oder einfach nicht mitrechnete, obwohl sie an seine Anwesenheit gewohnt war, denn er lebte auch in Moskau ganz mit ihnen, worauf der Sohn mit stiller Energie bestanden hatte. Für Alexandra Nilowna aber blieb er der alte Regimentsschreiber ihres Vaters, und man wurde als Gast oft ganz verlegen, wenn sie, mit der souveränen Unbefangenheit, die ihr so gut stand, den Alten kommen, gehen, lachen und sprechen sah, als ob ein leerer Raum an seiner Stelle saß. Nun muß man ja wohl sagen, daß nicht viel Staat mit dem alten Alexander Alexejewitsch zu machen war. In keiner Hinsicht. Nicht einmal in der eines bescheidenen Greises, denn er war keins von alledem, sondern ein kleiner,

kugelrunder und apfelroter alter Knabe, mit fidelen Zwinkeräuglein und einem Kartoffelnäschen; er wippte jedes in seinem Bereich stehende Gläschen mit automatenhafter Geschwindigkeit, liebte die bescheidenen Witzchen kleiner Kolonialwarenhändler und hatte etwas fatal nach Ladentisch Riechendes. Doch es war eine stille freundliche Spießigkeit; seine Großkinder betete er an — im übrigen klatschte er gern in den Hinterzimmern, mit Feodor über seine Schwiegertochter kichernd, vor der er zitterte.

Alexandra Nilownas Verhältnis zum Stift war durchaus negativ. Darin hatte sie der Toten Erbschaft nicht übernommen. Im Gegenteil, sie haßte es. Die teilweise hocharistokratischen Runzelweibchen (sogar eine Prinzessin war darunter) waren rührenderweise fast alle Anna Petrowna nachgestorben und der Nachschub war kläglich — dabei boshaft und aufsässig. Eine gallige und gelbe kleine Brünette von sechszig, die zeitweilig eine Art Oberin war, hatte die Sache denn auch so weit zugespitzt, daß Alexandra Nilowna nicht nur die Verwaltung des ganzen Stifts dem Landschaftsadel übergab, sondern sie ging auch mit ihrem Fuß nicht mehr hin, seit die kleine Gelbe, auf den Steinstufen der Terrasse sitzend und einen sauren Apfel knackend, die Landesfürstin nur mit einem sehr bürgerlichen Gruß bedachte und der Stiftsköchin befahl, „die Gutsbesitzerin von Neismennoje" nicht hereinzulassen wenn sie schellte, denn diese hatte sich innerhalb der Stiftsmauern verschiedene stark bojarenmäßige Szenen

erlaubt. Seitdem war für die Stiftsdämchen der Gutshof feindliches Terrain, wie für die Herrin die Stiftsallee.

Dies alles war nichts Zeitweises. Diesen Begriff gab es in Neismennoje überhaupt nicht. Was war, das blieb. Etwas ähnlich Traditionelles und Konservatives erlebte man selbst in Büchern nicht und das eben war die Seele von Neismennoje. Das und die schrankenlose Freiheit des dortigen Lebens, die Freiheit des Russen, die kein Westeuropäer kennt. Man kam und ging, aß oder trank, schrie oder redete nur nach Laune und Stimmung. Und das Gemüt ruhte aus wie auf breiter, uferloser Steppe.

Michail Alexandrowitsch war selbst an seinen Landsonntagen nicht zu sehen, denn er war Angler und das sagt alles. Sein Sonntag war der Fluß, die Rute, ein loser weißer Leinenkittel und lautlose Ruhe um sich her. Und waren Gäste zur Mahlzeit da, so brachte auch das ihn nicht aus seinem Phlegma, da er so ziemlich kein Wort sprach, nur seine besten Havannas hinschob, einige Dutzend Mal still gähnte, bis seine Gattin ausrief: „Weißt du Mischa, geh du lieber schlafen, mit deinem schläfrigen Gesicht ödest du doch nur alle Gäste an.“ Dann stand er ruhig auf und zog sich zurück.

Und das störte niemand, denn sie war der Mittelpunkt, wenn sie an kühlen Abenden in ihrer kornblumenblauen Samtkazawaika (ärmellose Jacke) mit Zobelpelz, unter dem riesigen Samowar, den mystisch aus der dunklen Ecke glitzernden Heiligenbildern, und

den alten verblichenen Familienstichen im kleinen Teezimmer saß, wie eine Tochter Schuiskis.

Übrigens saß man nur die letzten kalten Augustabende, kurz vor dem Aufbruch der Familie in die Stadt, im Teezimmer, sonst war der historische Teeplatz die eine der kleinen dumpfigen Glasveranden. Wenn es nicht bei großer Hitze der berankte Pavillon unter der Schwarztanne war.

Auf der Glasveranda stand von früh 7 Uhr bis abends 11 Uhr der gedeckte Teetisch mit allem Zubehör. Mit der gleichen Vase, durch 40 Jahre hindurch, mit kleinen weißen Gartenerdbeeren von Neismennoje, die man mit seinem Teelöffel oder einer Stecknadel pickte, denn Beeren- oder andere Löffel auf der Schale, kennt kein russischer Teetisch. Das gehört mit der frisch aufgelegten Serviette und dem gesteiften Leinenkragen bereits in das Gebiet der „Ausländerei".

. . .

Orangen und Zitronen, Bonbons und Liköre bedeckten in wirrem Durcheinander den Tisch. Natürlich trank man zu allen Tageszeiten Tee, wann man wollte, es war immer alles bereit. Und ertönte es nach einigen Stunden von neuem: „Feodor! Ssamovar!", so erschien Feodor in rotem Hemd und Schmierstiefeln und trug den dampfenden Koloß ab und wieder zu. — Dabei sprach man dann über Heu und Küche, Maxim Gorki und Skrjabin, Ehe und Sittlichkeit — schlürfte Tasse um Tasse und pickte mit der Stecknadel, während Raitschka ab und zu eine trockene Bemerkung machte, die nicht ohne Salz war; die Wirtin hatte die koloß-

salen Ellbogen behaglich auf den Tisch gestützt und blinzelte mit ihren schwarzseidenen Wimpern, und die bildschöne kleine Sonja, nichts als ein leinfarbenes Hemd mit feuerroten Kanten, wie die Mordwinenmädchen es tragen, auf ihrem vollen braunen Kinderkörper, lehnte aufhorchend an der Tür, den blauschwarzen Zopf zwischen den Zähnen. Dann pflegte Alexander Alexejewitsch einen kleinen, kaum hörbaren, Seufzer auszustoßen, und noch unhörbarer davonzulaufen, denn er langweilte sich.

Abends, naß und glühend von Tee und Schwüle, schlenderte man dann noch durch den dämmernden Park den Fluß entlang. Grünlich silberte der Mond durch die schwarzen Zweige, tief unten flimmerte das Wasser, eine Schnarrwachtel knarrte leise vom Felde herüber.

Man kam an der Kirche vorbei, die bleich durch das Tannendunkel von oben herab schimmerte und im eifrigsten Gespräch bekreuzigte sich Alexandra Nilowna mit strenger Ehrfurcht, mit der sie auch alle Forderungen ihres zeremonienreichen Gottesdienstes erfüllte. Mit dem Anstand und der Inbrunst einer richtigen Russin alten Schlages. Nie wirkte sie rassiger, als bei dieser Gelegenheit.

Zum Abendessen gab es dann immer einen langen Tisch, Gäste und eigene Hausgenossen, zu denen Sommers immer das eine oder andere Faktotum, noch aus Anna Petrownas Zeit, gehörte. Irgendeine undefinierbare grauhaarige Nadeseda Awerjanowna oder so was, demütig und rührend, mit einem vertrauten und be-

ſcheidenen Lächeln hinter dem Samovar ſitzend, jeden Sommer zu einer ganz beſtimmten Zeit auftauchend und wieder verſchwindend.

Bei Tiſch hatte Alexandra Nilowna der ſeligen Tante Tradition in puncto Bewirtung getreulich übernommen; auch jetzt blieb kein Fleck des Tellers weiß, auch hier gab es keine Widerrede, nur ſtummes Vorlegen, auch hier ſtand man ſchwer geſchwollen auf. Ruſſiſches Eſſen — Soljanka, Warenez, ſowie Feodors berühmten Kwaß, ſeine friſch geſalzenen jungen Gurken.

Doch an Stelle von „chère dame“ und „mais Eudoxie“, an Stelle des weißbehandſchuhten Lakaien, an Stelle der, wenn auch etwas verblichenen „grande dame“-Atmoſphären, herrſchte volle Ungebundenheit, nicht reizlos, aber etwas barbariſch.

Zur Abfahrt ſchien der Mond hell und beleuchtete das niedrige, weitgeſtreckte Haus an der Anfahrt. Vor der Tür ſtand Alexandra Nilowna in ihrer ganzen Mächtigkeit. Der Mond ſcheint ſtill auf ihr dunkles, lebenvibrierendes Geſicht, funkelt in den nußgroßen Brillanten, in den kleinen braunen Ohren — gleitet herunter an dem ſaloppen Muſſelinſchlafrock und den nackten Füßen in Sandalen.

Hinter ihr ſtand Dunjaſcha mit einem ſchützenden Mantel für die Herrin, ſtumm wie ein Hausgeiſt. Feodor ſchob mit einem vertrauten Handgriff die Gäſte in den Wagen — dann verloſch das Bild und grub ſich tiefer in die Seele.

V

Die Feldscherin

Auf dem großen Hof, oben auf dem Berge, wo alles zusammenlag, was zum Hospital gehörte, nicht nur die Ställe und Waschküchen, Scheuern und Keller, sondern auch das Siechenhaus und die Infektionsbaracken, das Doktorhaus und die Wohnungen der niedrigen Beamten, lebte auch die Feldscherin. Sie war zugleich Gutshebamme und im Hospital nach dem Assistenzarzt die rechte Hand des Chefarztes. 23 Jahre lebte sie nun schon hier, von allen im Umkreise gekannt und geachtet. In ihren zwei geräumigen, behaglichen und sogar sauberen Zimmern hauste sie mit ihrer alten Magd und ihrem rotgelben Kater; beide auch schon Inventarstücke. — Erstere pantoffelte die Herrin, letzterer die Köchin. Im hellen freundlichen Wohnzimmer stand ein hart gepolsterter Diwan mit türkischem Kattun bezogen, das Bild Tolstois hing darüber, sowie eine Gruppe ihres ehemaligen Feldscherinnenkursus; die typischen, kleinen, kurzhaarigen, bebrillten, etwas wilden Frauenköpfe der achtziger Jahre. Neben dem Diwan an der Wand der viereckige Klapptisch mit einem sauberen Wachstuch; auf dem Sofatisch, mit billiger roter Wolldecke, eine Lampe mit einem Schirm aus rosa Papierrosen. Im anderen Zimmer das weißbedeckte eiserne Bett und in der Ecke einige dunkle, hölzerne Heiligenbilder von etwas herbem Charakter.

Die kleine blaue Lampe davor brannte nicht oft, da das Öl teuer war. Die Fenster des Schlafzimmers gingen in den Doktorsgarten voll blühender Büsche und großer, schattiger Linden. Dort saß sie am häufigsten mit ihrer Zeitung, einem Band Tolstoi oder einer Näharbeit und die scharfen Augen blickten über die Brille weg auf das Leben, das auf den Gartenwegen Sommers gerade eben sein Wesen trieb. — Junge Mädchen und Frauen — Brautpaare — oder spielende Kinder, all das, was die warme Jahreszeit gebracht, in den 23 Jahren.

Ihr Haar war längst eisgrau, war es, vor nun acht Jahren, in einer Woche geworden, die gleiche Woche, die ihr ganzes Leben gewandelt. Aber das tat nur wenig zum Stil dieses merkwürdig häßlichen, charaktervollen Gesichts mit der Hottentottennase, dem breiten unschönen Mund, den kleinen, müden Augen — im Gegenteil, es blieb seltsam unverändert all die Jahre, nur noch um einen Schatten finsterer, mürrischer war es geworden. Die Kleidung noch eine Stufe unpersönlicher, schmuckloser. Nur die Sauberkeit blieb dieselbe und ein, wie eine geheime Sünde kaum eingestandener Stolz auf die sehr kleinen Füße und Hände der ohnehin kleinen Figur. Ein schwacher Schatten einstiger „Weltlichkeit", die in halbwegs modisch gekämmtem Haar, zwei von einer richtigen Schneiderin genähten Kleidern und einer hellen Bluse bestanden hatte. Jetzt war das ergraute Haar nur eben irgendwie auf dem Wirbel befestigt und Jahr um Jahr wurden die gleichen grauen Waschkleider getragen.

Olga Arſſenjewna war nun 47 Jahre alt und ſeit ihrem 24. Lebensjahr hier draußen. Eine ungewöhnlich lange Zeit für das Nomadenblut einer ruſſiſchen Intellektuellen, das war aber ſo gekommen:

Aus einer, ſchon Generationen alten Popenfamilie weit draußen in der Provinz ſtammend, die kinderreich und arm war wie alle Popenfamilien, wurde ſie mit ihren Geſchwiſtern, nachdem ſie eine kleine Elementarbildung erhalten, ſo ziemlich aufs Pflaſter geſchleudert, wie die meiſten Sprößlinge armer ruſſiſcher Beamtenfamilien. Völlig unerzogen und disziplinlos mit dem unberechenbaren Willen des Slawen behaftet, wurde meiſt aus ſolchen Schwimmern nichts. Hier war eine prägnante Ausnahme.

Eine kluge, ſtrenggläubige Mutter von herber Energie und etwas rauhem Weſen hatte die ſchießenden Triebe früh zu beſchneiden gewußt, die Armut hatte dazu geholfen.

Mit 18 Jahren wanderte Olga nach Moskau, um zu lernen; ſich früh des ſtiefmütterlichen Äußern aber ſcharfen Kopfes bewußt, wußte ſie wo ihr Weg lag, aber auch, daß er höher, weiter geführt hätte — denn ein kochender Wiſſensdrang brannte in ihren Adern. Der Traum war kurz, weil der Beutel es war; das war ſehr einfach, aber es war die erſte Tragik in dieſem rauhen Frauenleben.

Es mußte ſchnell gelernt, ſchnell beendet, ſchnell verdient werden.

Der Vater ſtarb, die Mutter blieb faſt ohne einen Groſchen, die drei Brüder ſtudierten an der Univerſi-

tät und hungerten sich selbst durch, die einzige Schwester, seit fünf Jahren an einen Dorfdjakon (Küster) verheiratet, war eines Tages Witwe mit vier kleinen Kindern. Auf Olga lag alles. Also vorwärts und mit kurzem Schnitt den Traum herunter.

Aber doch waren die sechs Moskauer Jahre die schönsten ihres Lebens. Die einzigen schönen. Sie lebte bei einem alten Bruder ihres Vaters, einem steinaltmodischen Arzt und brummigen Sonderling. Seine einstige Liebste, eine sanfte, einfache Frau, hielt ihm das Hauswesen, das „um Christi Willen" der armen Nichte vom Lande Unterschlupf bot, denn das Leben in der Stadt war teuer. Diese beiden Rauhhaarigen verstanden sich bald, Zunge und Augen lagen bei ihnen im steten Wettkampf miteinander, wer wohl den anderen an treffender Schärfe besiegte und der Alte war auf seine Art gut gegen das strebsame, gescheite, grausam fleißige Mädchen. Nur fremde Leute (am wenigsten Jugend) sollte sie ihm nicht in sein längst in runzlige Verwunschenheit zusammengeschrumpftes, dunkles und stilles Haus bringen.

Durch Armut von klein auf in den Winkel gedrängt, kam ihr solche Kühnheit auch kaum in den Sinn. Nur eine große Versucherin war es, der sie an den wenigen Tagen und Stunden, die ihr angestrengtes Lernen ihr ließ, schwer widerstand, das Theater. Selbst, wie die meisten ihrer Landsleute von ausgesprochener schauspielerischer Begabung und dem intuitiv scharfen Instinkt für das wirkliche Talent bedacht, verbrachte sie ihre schönsten Stunden hoch oben im Paradiese, zusam-

men gekauert in einer Ecke, mit glühenden Wangen, Oper oder Drama, es galt ihr gleich. Alles kannte sie auswendig, jeder Schauspieler war ihr bis in die kleinsten Nüancen vertraut, denn es war die eine Welt, in der sie glücklich war, weil sie sich selbst völlig vergaß.

Im Kreise ihrer Kolleginnen und deren Familien, mitten unter blühender Jugend, war sie mit all ihrer Häßlichkeit, ihrem Mangel an jeder weiblicher Anmut, doch beliebt und geachtet durch ihre Unerschrockenheit und ihren scharfen Witz. Ihre Vorgesetzten bevorzugten sie aufs Ausgesprochenste, es kam ihr keine gleich an Pflichttreue und klugem Erfassen des Arbeitsstoffes. Manche der Kursistinnen scheuten sie; sie fürchteten ihr scharfes Auge, das alle erotischen Schlupfwinkel und die hundert Techtelmechtel in diesem trüben Sumpf durchdrang und verachtete, mit dem kalten und doch neugierigen Haß der Tugend wider Willen. Diese unerprobte Tugend aber machte sie bis in ihr späteres Leben hinein fanatischer gegen jede Geschlechtssünde, als die versuchte Anmut, die siegend oder fallend, später mit mitleidiger Ruhe auf andere blickte. Hier blieb der Haß und der schnüffelnde Argwohn.

Doch sie entrann ihrem eigenen Geschick nicht und zum zweitenmal mußte es ihr zur Tragik werden. Die große Lebensliebe kam, zugleich mit ihrem Erwachen ihr Welken. Hier war es der Zerstörer so vieler junger Menschenschicksale in Rußland. Das Gesetz; es verscharrte diese von Anfang an totgeborene Liebe. Es waren Blutsverwandte, Vetter und Kusine, die sich

gefunden hatten, um gleich wieder und dann für immer auseinanderzugehen.

Eine andere Verbindung als die gesetzliche gab es für die rauhe Tugend dieses Mädchens nicht (mehr als diese, verbot die Tradition des alten Popenhauses jede menschliche Entgleisung) und um das Gesetz zu umgehen, fehlte jeder Groschen. Also kurz und knapp entsagen.

Dieses Erlebnis legte zuerst sein Siegel auf Olga Arssenjewnas Leben. Bei ihrer Natur mußte ertötete Weiblichkeit zu völliger Askese führen, wenn auch nur allmählich; schöne Milde lag ihrer Entwicklung fern.

Sie ertrug ihr Leben in Moskau jetzt nur noch wie eine Last, instinktiv fühlend, daß auch die Arbeit, ihr einziger Lebensweg hier, wo das eine Mal, daß ihr, bei ihrer Häßlichkeit, doch ein weibliches Glück hatte in den Schoß fallen wollen, nur eine neue Enttäuschung gewesen —, daß auch diese Arbeit sie drücken würde, wie eine schwere Last. Hier war ihres Bleibens ein Ende. Mit dem Radikalismus katholischer Naturen wollte sie ganz abbrechen; ihr Jugendgeliebter warf in Trotz und Verbitterung sein ganzes Studium in Moskau hin und vergrub sich in den tiefsten Winkel der Provinz auf einem Landschaftsposten, wo er einsam und grimmig ein richtiger „Neudatschnik" (Pechvogel) wurde.

Und sie ging aufs Land. Die große Nähe von Moskau lockte sie, die Bedingungen günstig, das Gehalt nicht schlecht, die Stellung eine private, also etwas vornehmer als die der Landschaftshebammen, doch sie

hatte die Brücken zu schnell abgebrochen, das ganze war zu sehr aus der Verzweiflung geboren, um nicht eine schwere Reaktion zu erleben. Das völlig öde Quartier, fast ohne Möbel, ganz ohne Komfort, nackte getünchte Wände, Totenstille rings umher, der Herbst im Lande mit seiner ganzen tötenden Melancholie, Kot und Nässe überall.

Der damalige Chefarzt im Hospital war ein kluger Kopf, doch ein reizbarer mürrischer Patron, launisch und unwirsch gegen seine Untergebenen. Keine vertraute Seele am Ort, wie in einen toten Sumpf geworfen, kam sie sich vor. Mit aufeinandergebissenen Zähnen leistete sie die ersten Wochen schweigend ihre Arbeit. Dann aber brach es aus ihr heraus wie Lava, und eines Morgens erklärte sie ihrem Vorgesetzten, länger als drei Monate bliebe sie hier nicht — sie käme um.

Der Chefarzt hörte ihr zu und sagte dann: „Ich kann Sie nicht halten, Olga Arssenjewna, obgleich es mir leid tut, eine so gute Arbeiterin zu verlieren, auch glaube ich eigentlich, daß Sie hier an Ihrem Platze sind, nur eines rate ich Ihnen: Gehen Sie nicht so schnell, wissen Sie, aus Rücksicht auf den Patron unseres Hospitals, ist es etwas peinlich so — gewissermaßen die Flucht zu ergreifen."

Sie schwieg, dachte nach und sagte: „Sie haben recht, ich werde ein Jahr aushalten — aber daß Sie es nur voraus wissen — länger nicht einen Tag!"

Der kluge Lebenskenner lächelte vor sich hin und schwieg. Er wußte wohl — hatte es an sich selbst erfahren —, ein Jahr an einem Ort und die zähen, kaum

merklichen Klammern waren da, die uns nicht mehr fortlassen, aus einem drei — aus drei zehn Jahre machen.

Und so kam es, mußte es kommen, bei der schweren und fatalistisch gerichteten Seele dieser Russin.

Nach einem Jahr schon —, zuerst mit Überwindung und Aufbäumung getragen, kam etwas wie Stumpfheit über sie, ein Prozeß, der so geartet, wohl nur bei Slawen zu finden ist. Äußerlich hatte sich in ihrem Leben nur wenig zum Besseren verändert. Ihre kleine Wohnung hatte zwar einige wenige, bescheidene Einrichtungsgegenstände bekommen; mit den wenigen Beamtenfamilien des Gutes hatte sie oberflächliche Bekanntschaft gemacht —, aber weder die Behaglichkeit des Lebens noch der Kontakt mit leidlich frostigen, uninteressierten Leuten konnten ihrer etwas sterilen Natur etwas geben.

Von Moskau her hatte sie mehrfach Briefe von ihren dortigen Vorgesetzten gehabt, die sie aufs Ehrenvollste zurückriefen, auch mit guten Stellenangeboten. Ihre Abneigung gegen die dortige Atmosphäre hatte nachgelassen, sie fuhr öfters für einige Tage hin, genoß wieder ihr geliebtes Theater, ihre wenigen Bekannten — sie empfand die Luft von Moskau anregender denn je, und — blieb auf dem Lande. Blieb das zweite Jahr, dann das fünfte und war nun 24 Jahre dort.

„Es war wohl mein Schicksal", sagte sie und das genügte ihr selbst völlig zur Erklärung. Entschluß und Initiative, diese zwei Todfeinde einer russischen Natur,

hätten für sie eine größere Qual bedeutet als ein verdämmerndes Leben in der Einöde.

Mittlerweile war ihre Existenz eine arbeitsreiche; sie selbst eine unentbehrliche Persönlichkeit am großen Hospital und am Orte geworden. In ihren beiden Spezialitäten gleich wichtig, an Pflichttreue und Zuverlässigkeit ihresgleichen nicht findend, war sie die erste Hilfe ihres jeweiligen Arztes, bei den Frauen des ganzen Kreises kaum mehr zu missen, und allmählich auch Vertraute und Mitwisserin aller Familiengeheimnisse des Gutes und der Leute.

Ärzte und Beamte wechselten in der Flucht der Jahre, ein Regime löste das andere ab, Olga Arssenjewna blieb die gleiche. Sie welkte auch nicht, ihre kluge, affenartige Häßlichkeit bewahrte seine zeitlose Frische, nur das Laster aller Einsamen, der Egoismus, und das ihrer speziellen Person, die Scharfzüngigkeit, blühten leise. Doch nur das Auge des unbefangenen Beobachters nahm sie wahr. Unter dem Publikum galt sie nach und nach für eine Art Heilige, mit der absoluten Unantastbarkeit einer solchen und ebenso leise stieg ihr im Laufe der langen Jahre eben das zu Kopf, so leise, daß sie selbst es nicht merkte, daß es eine unauslöschliche Aureole um ihr Haupt gewoben, die nicht ohne naiven Pharisäismus war.

So lebte sie dahin in Mühe und Arbeit, aber auch getragen von der ehrfürchtigen Achtung der Leute, die sie umgaben und die ihre unantastbare, etwas nüchterne Pflichttreue fast wie Unirdisches ansahen.

Bis der Tag kam, wie er jedem einmal kommt.

Es war an einem naſſen, ſtürmiſchen Herbſttage, die Großen Faſten hatten eben begonnen, als die große Operation an der lange dazu vorbereiteten Patientin vor ſich gehen ſollte. Ein zartes, ſchwächliches Weib, Mutter fünf kleiner Kinder und ſeit Monaten bettlägerig. Die beiden Nachbarärzte waren zugezogen, denn die Verantwotung war groß, der Eingriff tief — es galt eine komplizierte Rippenreſektion — und die Kranke ſchwach. Doch hofften ſie ſie mit einer gehörigen Anäſtheſierung durch Kokain durchzuführen. Trotz des Ernſtes herrſchte die alte und eifrige Stimmung im Hoſpital die der nunmehrige Chefarzt vom erſten Tage ſeines Dortſeins zu verbreiten verſtand. Das geſchäftige Laufen und Hantieren, wie es am Operationsmorgen vor ſich geht — oben die Ärzte ſchon verſammelt —, die Kranke noch in ihrem Bett, unter der letzten Aufſicht der Schweſter, unten in der Apotheke mit dem ganzen übrigen Perſonal auch Olga Arſſenjewna, die emſig gebückt über Wage und Gewichten beim Abwiegen der Medikamente ſaß. Sie hatte den Abend vorher unten im Tal, im Förſterhauſe, verbracht, nach langer Zeit wieder einmal etwas gelacht, etwas länger geſeſſen und war erſt um Mitternacht heimgekehrt. Den ganzen Morgen kämpfte ſie nun damit, eine leichte Müdigkeit abzuſchütteln.

Während ſie nun ſo in gewohnter Sorgfalt alle Anweiſungen vorbereitete, auch die zur Anäſtheſierung der zu Operierenden, trat der Unteraſſiſtent, ein gutmütiger, allezeit heiterer Patron, an ſie heran und ſich

zu ihrem Ohr neigend, flüsterte er ihr, in unterdrücktem Kichern, einen Witz zu. Ihr breiter Mulattenmund verzog sich zu einem ironischen Lächeln, während sie mit der rechten Hand nach der Abteilung der strengen Gifte griff, die meist in dunkelblauen Fläschchen aufgereiht dastanden und — noch lächelnd — mischte sie die gewohnte Lösung. Da rief auch schon die Stimme des Chefs von oben, ob sie fertig sei, man wolle beginnen.

Es war an einem nassen, stürmischen Tage, die Apothekerschwester stand und füllte die Flaschen, da hörte sie die großen steinernen Treppen hinunter etwas Atemloses, Stürzendes — im selben Moment flog die Tür zur Apotheke auf, und Olga Arssenjewna, weiß wie die Wand, völlig unkenntlich, stürzte hinein.

„Um Gott — Dascha — das Fläschchen —."

„Welches Fläschchen? Olga Arssenjewna, was ist denn mit Ihnen, was ist geschehen??!"

„Das Kokainfläschchen — um Christi willen ..." schrie die Halbbesinnungslose und warf sich über den Arbeitstisch. Da stand unter einigen anderen das blaue Fläschchen uneröffnet — vorn aber ein halbgeleertes mit der Aufschrift: Heroin.

„O mein Gott — o mein Gott — o mein Gott!!" Furchtbar, menschenunähnlich, kam das aus ihrer Brust, dann war sie fort.

— — 10 Minuten später schellte es heftig an der Tür des Doktorhauses, die junge Frau des Chefarztes öffnete selbst und sah in das verstörte, fahle Gesicht ihres Mannes. „Um Gott, was ist mit dir?" „Schnell,

ſchnell, geh herüber zu Olga Arſſenjewna, bleib bei ihr, ſie tut ſich ſonſt was an . . ." „Aber ſag doch . . ." „Sie hat der Frau im Verſehen ſtatt Kokain ein ſchlimmes Gift gemiſcht, die ſtirbt nun dran — laufe zu ihr, „ich muß zurück, noch iſt ein Schimmer Hoffnung . . ."

Barhäuptig flog die junge Frau in der ſtürmenden Näſſe über den Hof; in einer Sekunde war ſie in Olga Arſſenjewnas Quartier; in der zweiten in ihrem Schlafzimmer. Da lag dieſe vor ihrem Bett auf den Knien und rang die Hände und ſchrie — ſchrie — ſchrie — ein herzdurchwühlendes, entſetzliches Schreien einer vor Schmerzen gefolterten Menſchenſeele — immer nur — „Herr Jeſus, Erbarmen — Herr Jeſus, Erbarmen — Herr Jeſus, Erbarmen —" und dann mit dem irren Blick der Verzweiflung: „Getötet — getötet — getötet — einen Menſchen getötet!"

Die junge Frau hatte ſie umfaßt, aufgehoben, auf ihr Bett gelegt, flößte ihr Tropfen ein und hielt ſie; hielt ſie mit beiden Armen, ſelbſt am ganzen Leibe fliegend, das Geſicht vom ſtürzenden Waſſer naß, ſprach ſie auf die Unglückliche ein, ſtreichelte ſie, ſprach ihre ſanfteſten Töne und ſchrie aus eigener blutender Seele zu Gott: „Hilf — hilf, gib ein Wort — einen tröſtenden Laut von meinen machtloſen Lippen — —."

„Olga Arſſenjewna — Liebe — Arme — nicht wüten, nicht ſo mit den Fäuſten gegen Ihre arme Bruſt. — Sie ſind doch nicht ſchuld, doch nicht wiſſentlich, doch nur ein Irrtum —."

„Nicht ſchuld —?" kam es in furchtbarem Hohn zurück, gellend faſt —; „ſchuld — ſchuld — ſchuld!

Nicht genug geliebt, nicht genug geliebt, das war es!" Und immer wieder brachen dieselben Worte aus ihrer Brust.

„Liebe, liebe Olga Arssenjewna, aber Ihr Leben, Ihr ganzes Leben voll treuer Pflichterfüllung und Arbeit, ach, schänden Sie es nicht in der Verzweiflung —."

„Mein — Leben?? O barmherziger Gott — mein armes Leben!! Keine Stunde eigenen Glücks — einer Freude, einer, einer einzigen — o Gott, nie, nie, nie noch!!" so entrang es sich in der dunkelsten Stunde dieses Menschenlebens, dieser durchs Leben hart gewordenen Seele, wie eine aufschreiende Anklage nach jahrelangem Schweigen.

Die hilflose Frau wandte sich ab und rang nach Fassung vor dem Übermaß fremder Schmerzen, dann warf sie sich neben die Armste zu Boden am Bett, und sie fest in den Armen haltend, sprach sie mit erstickter Stimme leise auf sie ein, lange, lange. — Sie wußte nicht, woher ihr die Worte kamen — es waren keine Worte — nur ein armes Stammeln zitternden Mitleidens, von oben eingegeben, wie nur einmal im Leben sie ein Mensch zum anderen findet ...

Und es war als strömten sie ihr vom Bilde des Schmerzensmannes, das zu Füßen des Bettes hing.

Die furchtbare Spannung, hart am Wahnsinn vorbei, löste sich ganz allmählich — die krampfhaft verzerrten Kinnbacken, die furchtbar aufgerissenen Augen, die fliegenden Glieder —, allmählich wurde alles stiller und die Tränen fingen an zu rinnen, immerzu —

immerzu — über das zitternde Geſicht und „Ah — ah — ja — ja — ſo ſprechen — nur ſo —" kam es in dumpfem Stöhnen.

In dieſem Augenblick trat einer der Hilfsärzte leiſe ins Zimmer: „Olga Arſſenjewna, ich komme, Ihnen einen kleinen Troſt zu bringen, die Kranke hat ſich etwas erholt. Es iſt ein Atom Hoffnung da, der Herr Chefarzt ſchickte mich, es Ihnen zu melden, ich muß gleich wieder zurück," — er war auch ſchon aus der Tür.

Sie aber hatte ſich vor ihren Heiligenbildern auf die Knie geworfen, tief am Boden liegend und beide Hände gerungen emporſtreckend — kam es, von einer Stimme, die nicht mehr die eines einzigen Menſchen ſchien, ſondern die einer ganzen Menſchheit zur Gottheit:

„Chriſtus — Erlöſer! Errette — ſchone — laß ſie leben — o laß ſie leben — ſchlage mich Sünderin nicht zu Boden — laß mich — ohne — dieſen Mord — leben — leben — leben — Herr . . ."

Die faſt vernichtete junge Frau hinter ihr ſchlich ſich leiſe aus dem Zimmer — dieſer Anblick war nicht für Dritte. Sie wußte kaum, wie ſie über den Hof kam. Ihr eigenes, wechſelreiches Leben hatte ihr Leid genug zugewieſen, eigenes und fremdes —, doch wußte ſie heute, ſolches Leid hatte ſie noch nicht geſchaut und das ewige Wort von „der Menſchheit ganzem Jammer" durchſchüttelte ſie.

Wie ſie ihr Haus betrat, lief ihr ſchon ihre junge Schweſter, laut weinend entgegen: „Du, die Kranke iſt tot, eben iſt ſie geſtorben."

Noch am selben Abend wurde die Tote in der kleinen Krankenhauskapelle aufgebahrt, noch vor Einbruch der Nacht waren die Ihren gekommen, still und in rührender Hilflosigkeit umstanden der Mann, ein armes, törichtes Bäuerlein und die fünf schmächtigen Kinder den weißen Holzsarg.

Ringsum war es still und dunkel auf dem Hof. Nur eine einsame, dunkle Gestalt, fest in ein verhüllendes Tuch gewickelt, schlich, scheu wie ein Dieb, durch die Finsternis schon zu halber Nachtzeit.

Gleich darauf wollte Dascha, die Apothekerschwester, in die Kapelle, um die Trauernden zu bitten, doch etwas Tee trinken zu kommen; wie sie sich der Tür näherte, fand sie diese halb offen und vor dem Bauersmann auf der Erde, lag etwas wie ein dunkler Haufen — ein wimmerndes Schluchzen und zwei Hände, die seine Knie umklammerten.

— — Seit diesem Tage war Olga Arssenjewna eine Nonne. In wenigen Tagen war ihr Haar fast völlig ergraut, Gestalt und Züge verfallen. Sie hat sich nie wieder erholt. Lebte wie eine Einsiedlerin, arbeitete über Maß und Gebühr, Tag und Nacht, stundenlang lag sie abends auf den Knien vor dem Christusbild. — Sie verschenkte ihre wenigen kleinen Schmucksachen, ihren ärmlichen Putz — sie kleidete sich wie eine Arme — das bißchen Geld, das sie vom alten Moskauer Onkel her auf der Bank hatte, verschrieb sie den fünf verwaisten Kindern. Sie fastete ärger als eine Nonne — sie kannte keine Zerstreuungen, keine Fahrten nach Moskau mehr — und ein

düsterer und fanatischer Ausdruck grub sich in ihr gramzerschnittenes Gesicht.

Keine „alles heilende Zeit" und kein „Regenerationsprozeß" der Natur heilte diese Wunde mehr.

„Ich habe einen Menschen getötet," das hatte sich mit unlöschbaren Lettern in den Stein ihres Lebens geschnitten. Und der Rest eben dieses Lebens war die unbarmherzige Buße der Katholikin.

❂

VI

Barljajews

Masljaniza (die berühmte russische Butterwoche, letzte Woche vor den großen Fasten). Masljaniza auf dem Lande, welche Lust! Es liegt mehr in der Luft, als in den Ereignissen; diese weiche, zitterige Februarluft, mit den hellen Nachmittagen, den ungeheuren Schneemassen. Ab und zu streicht einem über die Felder her ein seltsam sanfter Hauch über die Wangen, man weiß nicht, von wo er gekommen . . . und ebenso schnell ist er auch schon wieder fort. In allen Küchen riecht es nach Bliny (heiße, russische Fastenkuchen), überall prasseln Fett und Butter in den Pfannen; an den Dienstagen, im Dorf zum Wochenmarkt, stehen die blaugefrorenen Händler in Schafspelzen hinter den hoch aufgestapelten Tischen zu dem Großen Fasten; ein Karussel dreht sich klingelnd Tag und Nacht und durchs ganze Dorf bis hinauf auf den

Berg, wo die Kirche und das Krankenhaus liegen, geht die „Katanje" — zwei und mehr Insassen im Schlitten, meist laut jauchzend —, dazwischen aber auch mit einem bolzgeraden Staatspärchen, die die holzgeschnitzten Gesichter zu keiner Miene verziehen, wie es dem bäuerlichen Anstand Jungvermählter geziemt. Sie — im schönsten Staat, seidenem Fuchspelz und seidenem Kopftuch, vollwangig und schwarzbrauig, — er — im schwarzen Karakulpaletot, die gleiche Mütze schräg auf dem Ohr.

Vor jedem Bauernhause aber stehen die kleinen Dorfbuben und rufen ihnen gellend schon von weitem zu: „Orjeschki — Orjeschki!" „Nüsse, Nüsse!" —, der schuldige Tribut jedes jungen Paares zur ersten gemeinsamen Butterwoche.

Dann streut die junge Frau mit gleichem unbeweglichen Ernst handvollweise die Nüsse, unter der Schlittendecke in Säckchen verborgen, unter die kreischenden Kinderhaufen. Die Feineren aber, die was auf sich halten, haben den Vorrat daheim, wo er in wahren Riesensäcken auf die kleinen Bettler wartet.

Solch ein feines Bauernhaus waren Barljajews, von denen ich heute erzählen will. Eigentlich keine echten Bauern mehr, und doch wurzelfest in ihrem Bauernsinn. Wenigstens die Alten, die Jungen waren schon ein anderer Schlag, wenn auch bloß äußerlich.

Zur Butterwoche fuhr man zu Barljajews, das gehörte dazu. Und zwar an einem der beiden letzten Haupttage, denn am Sonntag war das Haus wie ausgestorben. Die Tische leer, die Stimmen verhallt, die

ganze Familie schwarzgekleidet in der Kirche, zum Großen Fastengottesdienst.

Wie schmuck lag das stattliche Steinhaus in Schnee und Tannen da, an der Hinterseite grenzte die Fabrik bereits dran, die große Wattefabrik der Barljajews, im ganzen Kreise bekannt durch ihren Wohlstand und ihre geordnete Leitung. Der Vater des jetzigen Besitzers, der alte Grigorij, war noch reiner Bauer hinter seinem Pfluge gewesen, aber sein Sohn hatte mit dem sorgfältig zusammengekratzten Mammon zu wuchern verstanden, 45 Jahr harten Lebens, voll zähen Schweißes lagen hinter ihm. Die Frucht davon war die große, eigene Fabrik. Die Schornsteine zeigten weit ins Land hinaus und die schrille Fabrikpfeife sagte in der ganzen Umgegend, wann Barljajews zum Mittag gingen.

Nach alter russischer Bauernart lebte der ganze Clan zusammen — die Alten, Söhne und Schwiegertöchter nebst Enkelkindern, nur die Töchter wurden wieder zu ihres Mannes Eltern hingeheiratet.

Alexei Grigorjewitsch oder „Ssam" (Er selbst) sagten die Frauen —, stand eigentlich noch ganz allein an der Spitze der Arbeit, besonders an der Spitze des Geldbeutels. Eine feste Hand und ein zugezogener Beutel. Außer wenn's was galt, dann mußte die Ehre des Hauses schon heran, wenn die alten großen Feste einen brechenden Tisch und eine offene Tür forderten.

Die aktive Leitung der Fabrik hatten die beiden vor kurzem verheirateten Söhne, Kyrill und Gregor.

Diese Beiden standen auch schon auf der kleinen,

steinernen Vordertreppe, wenn ein Schlitten zur Butterwoche angefahren kam, knirschend, auf schneegefüllten Geleisen und mit lautem Schellengeläute.

„Sehr erfreut, sehr erfreut, daß Sie sich herbemüht, meine Herrschaften, wir bitten höflichst, herzlich bitten wir —" und das feine blasse Gesicht, die klugen und merkwürdig seelenvollen Augen leuchteten. Dieser Kopf paßte zu der mageren, etwas schmalbrüstigen Gestalt, diese wieder zu dem anmutigen Lächeln der schmalen Lippen.

Bruder Gregor nebenbei begnügte sich mit einem verlegenen Diener und lachte mit seinen weißen Bauernzähnen, seinen schönen, dunkelblauen, dummen Augen, vor Freundlichkeit.

Drinnen im Korridor waren die zwei jungen Schwiegertöchter, Sina und Dunja, zur Stelle. Sinotschka, eines bärbeißigen und jovialen Bauernfabrikanten verzogene Tochter, eine kleine „Persönlichkeit" mit Kapricen, nicht hübsch, aber pikant; Dunja, ein sanftes, dunkles Schäfchen, beide einfach, aber ganz städtisch gekleidet, modern frisiert, gute gediegene Goldsachen an Fingern und Ohren.

Es war noch früh am Nachmittag, eine blasse Sonne schien in die fensterreichen Staatszimmer, blendend sauber mit etwas Prätensionen und doch völlig bäuerlichem Geschmack aufgeputzt. Die Eckniſche gleißend von schweren, goldenen und silbernen Heiligenbildern, bunten brennenden Lämpchen.

„Bitte setzen Sie sich, setzen Sie sich, liebe Herrschaften, Papascha und Mamascha kommen auch gleich"

—, und da trat mit seinem stattlichen Gang auch schon Alexei Grigorjewitsch herein.

„Sehr erfreut, sehr erfreut, wir haben auf Sie gewartet, die ganze Woche haben wir schon auf Sie gewartet", kam es langsam, in würdevoller Bescheidenheit von seinen Lippen und eine große Milde ging über sein schönes Gesicht. Kyrill war ganz sein Sohn, aber der Vater war das Meisterstück. Ein herrlicher Apostelkopf, mit den fein geschnittenen Zügen, dem langen, ergrauenden Bart, den stillen, frommen Augen.

Nun saßen die drei, Vater und Söhne nebeneinander an der Wand, während Dunja verschwand und im großen Saal nebenan mit den Tellern klapperte, Sinotschka in ihrer herben kurzen Art, aber nicht ohne Reiz, die Honneurs machte.

Und dann kam Matrene Feoktistowna — im Dorfe sagte man Fetissowna — die Alte. Wie sie kam! Hereingewatschelt in ihrer ganzen Breite, mit ihrem köstlichen Muttergesicht, Wangen, Mund, Augen strahlend von Behagen und Güte.

„Nun mein Töchterchen, meine Gute, meine Silberne, endlich auch — dachte, nun, die haben uns vergessen, haben andere, Bessere gefunden —." Und dabei zog sie einen an ihre mächtige Brust, ein Hafen, in dem sich jeder geborgen fühlte, den ihre dicken, alten Arme umschlangen.

Die beiden Alten, im Gegensatz zur jungen Generation, waren völlig bäurisch gekleidet; Alexei Grigorjewitsch im langen schwarzen Tuchkaftan und hohen Stiefeln, das Haar lang geschnitten und sauber geölt;

Matrjona Fetissowna in loser schwarzer Wolljacke, das schwarzwollene Kopftuch unter dem Kinn mit einer Nadel zugesteckt, so daß das Doppelkinn breit und behaglich hervorquoll. Schwerfällig setzte sie sich auf einen Stuhl an der Wand, faltete die gepolsterten Hände über dem gepolsterteren Magen und hörte den Gästen zu, wie nur sie es verstand — gläubig und ehrfurchtsvoll, doch nie ohne eine kleine Überlegenheit der, die sechs Kinder geboren, auferzogen und verheiratet hat. Dazwischen nickt sie leise mit dem Kopf dazu und lächelt ihr gutes Lächeln oder sie streicht einen sacht übers Knie, als wollte sie jeder Frau über irgend etwas Unausgesprochenes hinweghelfen. Da konnte es denn wohl passieren, daß beim alltäglichsten Erzählen von Haus und Hof einem auf Unvermittelste etwas in die Kehle stieg, wie von einem längst vergessenen Wunsch nach Mutters Schoß . . .

Und zuletzt kam Xenia Alexejewna — Aksjuscha genannt — die einzige, noch unverheiratete Tochter des Hauses, ein blühend hübsches, rotwangiges Mädchen mit lang herabhängendem braunen Zopf und den strahlenden Augen ihrer Mutter. Man war ihr gleich gut, wenn sie jetzt mit ihrer bescheidenen Lieblichkeit zur Tür wies: „Bitte, meine Herrschaften, ein paar Blinychen, bitte, schlagen Sie es nicht ab," — die beiden Alten, Kyrill und Aksjuscha baten nun alle mit der gleichen immer etwas feierlichen Handbewegung zum Tisch, der sich buchstäblich schief neigte vor Speisenüberfülle.

Das ganze Haus bekreuzigte sich zu den Heiligenbildern gewandt und nun ging das Bewirten, Nötigen,

Drängen, Auflegen los —, immer eine Herrlichkeit der Butterwoche nach der andern, daß es einem bald vor den Augen tanzte. Wehe, wenn man eine Kaviardose vorbeigehen, eine Fischsorte ausließ, so traurig vorwurfsvoll sahen sie gleich alle miteinander aus, daß man, förmlich beschämt, alles wieder gut machte und staute, staute . . . Eine Sorte Wein nach der anderen mit der feierlichen Gravität dieses Hauses, die nie ohne Anmut war, von jedem der Hausgenossen dem Gaste zugetrunken, und beim geringsten Verschnaufen, mit dem typischen „Poshaluista — Poshaluista", „Bitte schön" von der zuredenden Kopfbewegung begleitet —, zu neuem Gefecht gedrungen.

Endlich stand man auf, steif und heiß von der Arbeit. Zuerst wieder stilles Bekreuzigen, welches hier nie zur Form wurde, dann wieder die weit ausladende Handbewegung zum zweiten Tisch in der gegenüberliegenden Ecke zeigend, wo neben dem Ssamovar, nicht zu klein für ein Regiment Soldaten, der ganze Aufbau eines russischen Teetisches prangte — neunerlei Warenje (Eingemachtes) in bunten dicken Glasschalen usw. usw., dasselbe feierliche Anbieten und Bewirten dabei, immer rund um den Tisch, die etwas steifen, aber vor Gastfreundschaft strahlenden Gesichter der sieben Hausgenossen. Alle zufrieden, einträchtig, von ihrem patriachalischen Geist wie von innerem stillen Licht durchleuchtet.

Alles hier im Hause arbeitete, trotz des großen Reichtums. Abwechselnd je einer der Söhne in der Fabrik, der Tags, der Nachts, während der andere schläft. Die

äußeren Geschäfte hat der Alte, Sinotschka die Küche, Dunja das Haus, Aksjuscha den Geflügelhof; Mamascha sieht dann nach den Enkelchen, denn prompt trägt jedes Jahr eine Schwiegertochter eins zu und die Alte verhätschelt sie aufs Unmöglichste. Nach Moskau wird nur selten gefahren, keinen zieht es besonders hin, aus dem heiteren Frieden ihres Zusammenlebens. Aber für Gäste sind Tor und Türe immer offen und die Tische selten leer, denn die Verwandtschaft im Dorf und Umgegend ist zahlreich und man hält zäh zusammen.

Aksjuscha hat natürlich Freier um Freier, aber sie weist alle ab. Das hat so seine Bewandtnis —, die Barljajews sind zwar reich und auch strebsam, aber Alexei Grigorjewitsch steckte nach alter Bauernart alles in den Sack und nichts in die Erziehung der jungen Generation. Sie blieben Bauern, trotz ihrer Brillanten und Haartrachten; sie können knapp lesen und schreiben, obwohl Kyrill ein feiner Kopf ist und die zarte Schwermut, die sein Wesen so vergeistigt, nicht zum wenigsten von seiner ihn niederdrückenden Unbildung herrührt. Ihretwegen erlebte er einst sein erstes Lebensleid, denn das arme, aber geistig hungrige Mädchen, das er liebte, wies den stattlichsten Freier im Umkreise ab, um einem armen Lehrer die Hand zu reichen. Kyrill trug es in seiner stillen Weise, verziehen aber hat er es seinem Alten nie. — Und nun wiederholte sich das gleiche mit Aksjuscha. Die sonst ebenbürtigen Freier wollten heutzutage alle eine Braut mit Bildung — „doch immerhin, daß sie ein bißchen

leſen und ſchreiben kann" —. Und arme Freier wurden nicht zugelaſſen.

Ganz treuherzig erzählten ſie das beim Tee. Die hübſche Verſchmähte ſaß mit geſenkten Wimpern da und wie ſie ſie erhob, waren ſie naß. Ihr war ein anderes Los beſchieden — kaum ein Jahr nach dieſer letzten Butterwoche lag ſie im Sarge, wie ein Schneewittchen —, doch davon nachher.

— — Wie der Aufbruch nun endlich nahte, alles ſchon in Pelzen und Tüchern eingemummt daſteht, kommt die jüngſte der vor kurzem erſt verheirateten Schwiegertöchter aus dem Hinterzimmer herbeigelaufen, beide Arme vollgepackt mit platzenden Säcken: „Um Gottes willen, die Nüſſe, die Nüſſe, vergeſſen Sie doch Ihr Butterwochenrecht nicht, das iſt ja beinahe eine Beleidigung, wenn Sie ohne Nüſſe von uns fort fahren, Sie waren doch ſelbſt auf unſerer Hochzeit!"

„Richtig, das iſt wahr, die Nüſſe! Wir ſind wohl die letzten? Wieviel hatten Sie denn vorbereitet?"
„Drei Pud (eineinhalb Zentner) lieber Herr, fertig verpackt in bunte Kattunſäckchen."

„Und wann fingen die Nüſſebettler an zu kommen?"
„O Herr, von früh ſieben an in Scharen, Kinder, junge Mädchen und alte; von 12—3 Uhr hörte man immer nur das Rufen: „Nüſſe, junges Paar, Nüſſe, Nüſſe!!" bis in die Dämmerung hinein, Herr." Und ſo ſaß ſie mit dem Säckchen am Fenſter und reichte und reichte immer nur heraus, bis die Finger ſteif und erfroren waren . . .

Und dann fuhr man heim.

Der erste Butterwochenbesuch bei Barljajews war die Folge eines größeren Festes bei ihnen gewesen, denn als dies schöne vornehme Bauernhaus zum erstenmal seine gastlichen Tore öffnete, war die Hochzeit des Erstgeborenen, Kyrill, mit der Erstgeborenen des jovialen alten Fabrikanten und Bauern Tolokonnikow, 20 Werst von der Wattefabrik auf der großen Handschuhfabrik.

Es war kurz nachdem der sanfte Kyrill seine Herzensgeliebte einem „Gebildeten" hatte abtreten müssen; dieser Fleck mußte abgewaschen werden, und dem Golde der Barljajews konnte das nicht schwer fallen. So begann die Brautsuche, vom alten Alexei Grigorjewitsch in vollster Würde in Szene gesetzt, und bei besagtem Vater Tolokonnikow strandend. Ein ganz anderer Menschenschlag. Leben und leben lassen, gemütliche Breite, allezeit ein leckerer Tisch, stets bereite Toleranz gegen zu strenge Fasten, und alles zugedeckt von einem in der ganzen Gegend berühmten markerschütternden Lachen des tiefen Basses von Alexander Gerassimowitsch.

Seine Älteste war zu haben. Eben siebzehn geworden, nicht hübsch zwar, sogar mit dem Rest einer operierten Hasenscharte an der Lippe — was eine kleine Erhöhung der geforderten Brautsumme bedeutete —, aber geweckt und ein Blitzmädel. Ein verwöhntes kleines Ding. Nicht in der strengen und altväterlichen Tradition der Barljajews aufgewachsen und etwas widerhaarig, aber kein schlechter Kern. Sie hatte Wind be-

kommen von ihres Zukünftigen geſcheiterten Liebe — ihr bäuerlicher Mädchenſtolz bockte etwas auf, ſo die Aufgedrängte zu ſpielen —, aber daß er immerhin der Verſchmähte geweſen war, gab ihr doch wieder ein kleines Aufwaſſer, trotz des weit größeren Reichtums der Barljajews.

Das Geſchäft ging ſchnell. Vater Tolokonnikow war kein Knauſerer und es war ſeine Älteſte. Bei endloſen Sakuski (kalter Imbiß) und Schnäpſen — Alexander Geraſſimowitſch war ein imponierender Eſſer vor dem Herrn, darum ging es an der Handſchuhfabrik alle Tage hoch her — wurde der Brautkontrakt nebſt dem Brautgelde feſtgeſetzt; dazu die genau ſtipulierten Kattun-, Woll- und Seidenkleider, plus zwei Pelze, plus das Brautbett, plus für 10—20 000 Rubel Brillanten, denn ohne ſolche machte kein reicher ruſſiſcher Bauer mehr einen Heiratskontrakt mit dem anderen Schwiegervater. Gleich wurde auch der Hochzeitstermin anberaumt. Selbſtverſtändlich hatten ſich die jungen Leute noch nie geſehen, denn das wäre gegen den Anſtand geweſen. Kurz vor der Hochzeit fuhr der Bräutigam mit ſeiner alten Mutter einmal in das Haus ſeiner Braut, wobei es von beiden Seiten ſo ſteif und zeremoniell herging, wie es ſich gehörte. Dann fand die feierliche Verlobung mit dem Prieſterſegen bei Tolokonnikows ſtatt; und zum 28. Januar wurde die ganze Umgegend auf goldgeränderten Karten zur Hochzeit auf die Wattefabrik gebeten. Kurz vor Eintritt der Butterwoche und der Großen Faſten, weil dann keine rechtgläubige Seele mehr Hochzeitsgedanken haben

durfte, geschweige denn ein so strenggläubiges Haus wie das der Barljajews.

Die Hochzeit, die ja immer im Hause des Bräutigams stattfindet, wo dann das junge Paar gleich bleibt, sollte mit allem Prunk begangen werden, den Tradition und Firma verlangten. Da gab's kein Geldsparen. Alles war eingeladen, arm und reich, hoch und niedrig, weit über 100 Personen. Aus der Stadt war eine Militärkapelle verschrieben, zwei Köche, ein Friseur und sechs befrackte Diener aus einem „samoskworjetzky"-Restaurant (volkstümlicheren Moskauer Restaurant). Das stattliche Haus warf den blendenden Schein seiner elektrischen Lampen — das hatte man durch die Fabrik billig —, weit hinaus. Der Hof war tadellos gefegt, alles mit Tannenbäumchen besteckt, dazwischen liefen die Knechte mit Fackeln hin und her, den rastlos von nah und weit herannahenden Schlitten zu leuchten. Die Trauung in der Dorfkirche fand zwar schon um sieben Uhr abends statt, doch war man erst zu einhalb neun gebeten, denn in die Kirche geleitete nur ein kleiner Kreis der Verwandten und die Geschwister das Paar, der große Schub der Gäste fuhr direkt ins Haus, die Hochzeitsleute dort zu empfangen.

Im Vorzimmer standen die alten Eltern, mit Heiligenbild, Salz und Brot und der Weizenschaufel, bereit, jeden Augenblick auf die Hausschwelle zu treten, da ihnen die Sitte das Beiwohnen der Traufeierlichkeit bei eigenen Kindern versagt.

Spannung und beklemmende Stille herrschte im Festhause. Die ankommenden und hereinrauschenden

Gäste treten leise auf, man begrüßt sich nur flüchtig, die feierlich bewegten Eltern umgeht man taktvoll. Alles setzt sich in langen Reihen längs der Wände, es sind die geehrtesten Gäste, die man hie in den großen Hauptsaal rauschen sieht, die reiche Anverwandtschaft aus der Umgegend und die geringere Anzahl der aus der Stadt Angereisten. Aber die ersteren geben dem Fest den stärkeren Akzent. Reiche Bauern und Bauernfabrikanten, von beiden Seiten des Brautpaares, mit ihren stattlichen Ehehälften. Ich sage bloß stattlich ..., weil sie so würdevoll geschildert werden sollen als sie sich fühlten —, eigentlich aber waren es Walfische.

In krachendem Staat, schwerem Lyoner Samt oder Damast, am liebsten kirschrot, mit kostbaren Spitzen an allen möglichen und unmöglichen Stellen angeheftet — fußfrei ohne Schleppe. Aus den ausgeschnittenen Lackschuhen quillt ein Speckfuß von unwahrscheinlicher Dimension —, die kurzfingerigen bis zum letzten Glied mit Brillanten besetzten, krebsroten Hände sind über dem Bauch gefaltet. Das vor Hitze und Zeremonial schwitzende Gesicht, mit den bäuerlich eingeschmierten, bescheidenen Zöpfchen, blickt mit zusammengekniffenen Lippen geradeaus; sich zu unterhalten verbietet der gute Ton völlig; um so heftiger pustet der Riesenbusen, die Höllenqualen des Korsetts mit entzücktem Zwang erduldend.

Die Männer alle in hohen Stiefeln, langem, schwarzem Kaftan und geöltem Haar. Alle frisch aus der Banja (Badestube). Die meisten mit nicht nur schlauen, sondern auch klugen Gesichtern, einige nicht

ohne Würde, jenem besonderen Anstand, den der Reichtum durch seine Menschenunabhängigkeit gibt.

Die Spannung wie zum Platzen geschwollen; endlich hört man eine Kette von Schlittengeläute, alles steht auf und flüstert: „Ah — sie kommen — sie kommen . . .“

Unterdessen hat sich im Nebenzimmer ein Sängerchor postiert, in den Korridoren laufen die Diener mit Tabletts und Flaschen hin und her. Noch eine stille Minute —, draußen auf der Schwelle segnen die beiden Alten das heimkehrende junge Paar, niemand von den Gästen drängt sich dazu —, dann kommt das Rauschen immer näher, alles erhebt sich von den Sitzen, zugleich ertönt aus dem kleinen Zimmer die alte slavonische Brauthymne zum Empfang des Paares, ein wundervoll jubelndes Lied voll elementarer Schönheit.

Und dann kommt der Zug. Voran die kleinen Tolokonnikows, Heiligenbilder tragend und vergehend vor Verlegenheit und Stolz, dann der Batjuschka (Pope) mit seinem Goldkreuz, ganz in Goldornat gehüllt, hinter ihm die Neuvermählten, dann die beiden Alten, die Geschwister, zuletzt befreundete Jugend.

Kyrill ist weiß wie ein Tuch, seine sanften Augen haben einen starren Ausdruck, die Braut sieht hochrot und etwas finster aus, auch steht der schwere pompöse Staat ihrer siebzehnjährigen, kecken Beweglichkeit nicht sonderlich. Fast will man über diese Hochzeitsmienen erschrecken, doch ist es alles zum Teil bloß Anstand und Sitte. In alten Kaufmanns- und aristokratischen Bauernhäusern lächelt kein Brautpaar, wenn es von

der Trauung heimkehrt, peinlich verstieße das gegen den Ton. Der Bräutigam im Frack und Orangenblütensträußchen, die Braut in brokatstarrem, weißem Damast, Orangenblütenkrone und langem Schleier; ihren ganzen jungen Brillantenbesitz von Vater und Bräutigam an sich tragend, eine Garnitur von Brillanten in Maiglöckchenzweigen — im Kranz, am Halse, den Armen, fast alle Finger reich mit Brillanten übersät — ein kleines Vermögen auf ihrem kindlichen Körper.

Die Hymne verstummt, und in derselben steifen Feierlichkeit defiliert nun der gesamte Gästeschwarm am jungen Paar vorbei, sagt sein einfaches: „Posdrawljaju („ich gratuliere") oder das zeremoniellere: „Ss sakonnym brakom" („zur gesetzlichen Eheschließung") und stößt dabei mit den halb gefüllten Kelchen, voll eines sonderbar pfirsichfarbenen, klebrigen und brühwarmen Champagners an. Das war hier aber auch das einzige „Halbgefüllte", das man möglichst schnell wieder los zu werden versuchte, um so mehr als ganz offenbar auf den Rest aus diesen Gläsern für die zweite Garnitur Gratulanten gerechnet war.

Nun kommt es ans Anstoßen mit den Alten. Sie stehen neben dem jungen Paar und wenn man sie gefunden, reißt man seine Blicke schwer wieder von ihnen. Im ganzen Glanz ihres Hochzeitsstaates stehen sie da — Alexei Grigorjewitsch im feinsten schwarzen Tuchkaftan, die hohen Stiefel wie Spiegel glänzend, mit dem schönen vornehmen Gesicht, etwa wie der Brautvater vom Hochzeitsfest zu Kana auf einem altitalieni-

schen Bilde, Matrjona Fetissowna in großblumigem, silbergrauem Damast, von bäurischem Zuschnitt, ein dreieckiges, russisches Spitzentuch unter dem Kinn geknüpft, umrahmen dieses köstliche, alte Gesicht, das einen leise wehmütigen Schimmer in den Augen verbirgt. Derselbe Schimmer glänzt feucht in den schönen Kornblumenaugen der weiß und hauchig gekleideten Aksssjuscha. Nur wenige Monate war es her, daß sie heimlich unter dem Vorwande, eine entfernt lebende Tante zu besuchen, zu der treulosen Braut ihres geliebtesten Bruders gefahren war und diese unter heißen Tränen beschworen hatte, Kyrjuscha nicht aufzugeben, denn es breche ihm das Herz. — Keiner ahnt bis heute etwas von diesem rührenden Bittgang — nun ist die Hochzeit und sie weiß es wohl, daß es nicht nur Feierlichkeit ist, was sein Gesicht so bleich macht. Ihre kräftige Landmädchenschönheit leuchtet durch den Saal, aber sie hält nicht stand vor dem Liebreiz ihrer einzigen, schon zehn Jahre verheirateten Schwester Alexandra Alexejewna.

Man sucht in der Hauptstadt oft eine ganze Weile nach einer solchen Schönheit, die Züge und Oval einer Madonna mit dem Reiz der Aphrodite paart. Da steht sie am Arm eines kurznackig, schwarzborstigen Kerls mit verkniffenen Augen und feisten Fingern. Der Typus des „Kulak" (Dorfwucherer), an Reichtum alle hier vereinten Sippen weit überragend, und das will was heißen. Vulkan und Venus in frappantester Verkörperung, sie in wasserblauem Plüsch, und in

Brillanten eingeſponnen, die wie Sonnenſtrahlen ihre hochblonde Lieblichkeit umflirren.

Es ſtößt und knufft — mehr als daß es wogt — durch den Saal, und dann erſchallt zum erſtenmal der Ruf zum Eſſen. Zum erſtenmal — denn von nun ab gibt es ungefähr alle halbe Stunde was. Dabei findet das eigentliche Hochzeitseſſen erſt um vier Uhr morgens ſtatt. Man hat alſo allen Grund, eine Unterlage zu präparieren.

Die Ehrengäſte ſchreiten voran. Alexei Grigorjewitſch, Matrjona Fetiſſowna flankieren in den Türflügeln und weiſen mit einladenden Bewegungen und dem ſteten „Kuschatj prossim, gospoda“ („zum Eſſen bitte gefälligſt, Herrſchaften“) ins zweite große Zimmer. Dann kommt die Verwandtſchaft. Die Männer machen nicht viel Federleſens und ſtampfen zielbewußt zu der bewußten Ecke des rieſenhaften Büfetts, wo eine Batterie Flaſchen entkorkt wartet.

Doch die Rotſamtenen, die ohnehin nie zu zweit durch die Flügeltür paſſen, bleiben eine nach der anderen ſtehen, und jede ſich linkiſch windend und zinnoberrot, murmeln: „Ach, nein — ich danke — nein — ich bin nicht hungrig — ach wozu das — ich habe ſchon zu Hauſe gegeſſen . . .“ und ſo fort — und ſind dann plötzlich alle verſchwunden. Erſt längere Zeit nachher ſieht man ſie erſt wieder allmählich aus einem kleinen Hinterzimmer auftauchen, doppelt ſo rot und mit verdächtig glänzenden Augen.

Das nimmt hier niemanden Wunder, denn alle wiſſen, daß es der alte Feſtanſtand ſo will und ebenſo,

daß im besagten Hinterzimmer eine gleiche Flaschenbatterie, nur mit kleineren Gläsern, steht.

Auf dem großen Büfett sind alle Herrlichkeiten der Welt raffiniert aufgebaut und serviert, denn man hat nicht umsonst zwei Moskauer Restaurantköche im Hintergrunde; was es an Saskuki, Pasteten, Geflügel aller Art, teuren Wolgafischen usw. usw. auf der gierigen Erde gibt, ist hier aufgebaut. Und so mächtig die Breschen sind, die man schlägt, es scheint kein Ende zu nehmen, denn nach zwei Stunden und noch einmal nach zwei Stunden wird man wieder hereinkomplimentiert, und immer noch türmen sich Berge. Außerdem aber erscheinen alle vierzig Minuten die Diener mit gefüllten Tabletts, um bald Bouillon in Tassen, bald Tee, bald Konfekt, dann plötzlich frische Gartenerdbeeren — im Januar — zu reichen, und wer nächstens ein Schlaraffenland für ein Bilderbuch zu malen hat, der weiß nun die Szenerie.

Das Brautpaar aber sitzt unterdessen in dem kleinen anstoßenden Zimmer, mit dem Popen und den Eltern, allein an einem bescheidenen Tischchen, mit einigen wenigen Fastenspeisen, stumm und ernst wie es die Sitte will. Ihr Festmahl beginnt erst mit dem großen Essen um vier Uhr. Aber am Tanz nehmen sie teil, wenn auch wenig, und immer mit derselben ausdrucksvollen Feierlichkeit, wie Holzfiguren.

Der Ball hat nun begonnen, im Korridor spielt die Stadtkapelle und überraschenderweise rollt sich auf einmal das Bild eines eleganten Ballsaals „du dernier crie" auf, alle diese reichen Bauernmädchen und Jüng-

linge beherrschten das gesamte Repertoire damaliger moderner Tänze — lesen und schreiben können nur wenige richtig —. Aber sie bewegen sich alle automatenhaft wie Wachsfiguren. Peinlich taktsicher, keine Figur versäumend, keine Miene verziehend, kein Auge glänzt, keine Wange rötet sich, der gewissenhafte Ernst einer Aufgabe liegt auf den fest zusammengepreßten Lippen, den immerhin etwas stampfenden Untergestellen.

Dann kommt eine Polonaise. Alle Rotsamtenen tanzen sie mit, doch jede nur mit dem eigenen Eheliebsten und das ist ein Anblick. Auch die wunderschöne Alexandra Alexejewna hängt am Arm ihres borstigen Gatten wie eine lockere Rose; auch sie, samt den Rotsamtenen paradiert in den Pausen nur an ihres Mannes Arm durch den Saal —, die Rotsamtenen schnaufend und immer im Kreise herum, ganz stumm, mit sehr verdrießlichen Gesichtern.

In einer längeren Tanzpause ist der größere Teil der Hauptpersonen, an der Spitze die Braut, plötzlich verschwunden und Knechte tragen einen Reisekorb nach dem anderen durch den leeren Saal in die Hinterzimmer, unbekannt zu welchem Zweck.

Unterdessen begibt man sich wieder einmal in den Speisesaal; da rauscht denn, mitten im besten Schmausen von allen Seiten die Schar der Vermißten herein, sämtliche in anderen Toiletten, voran die Braut, ohne Kranz und Schleier in meergrünen Atlas gekleidet, dann alle anderen jungen Frauen und Mädchen der reichsten Häuser in verschiedenen Prachtroben, doch alle einen Grad einfacher als das Paradekleid. Dies

wiederholt sich dann kurz vor dem Hochzeitessen zum drittenmal, nun nur noch in leichter Seide. Auch dies ist nur etwas Selbstverständliches auf einer reichen Hochzeit, wo jeder sein Haben mit Würde und Pomp zeigt.

Der Ball ist auf seinem Höhepunkt, als die alte Matrjona einige bevorzugte Gäste beiseite winkt und in ein hübsches, kleines Hinterzimmer führt, das sie mit Stolz und wehmütigem Blinzeln zeigt. Es ist das Brautgemach, die Ehre jedes begüterten Hochzeitshauses, und es kann sich sehen lassen mit einem schönen, knallbunten Teppich, in der Ecke funkelnagelneue, goldschimmernde Heiligenbilder, vor denen ein granatrotes Lämpchen brennt. Ein stattlicher Spiegelschrank und das mächtige, mit Daunenkissen hoch aufgetürmte Brautbett mit hochroter Atlasdecke und Spitzenüberzug.

Der Alten Blick weilt sinnend darauf. Denkt sie an ihre eigenes Brautzimmer — an die etwas verzogene siebzehnjährige Braut, an den blassen zarten Sohn? ...

Allmählich fangen die fremderen Gäste an, einer nach dem anderen, leise und unbemerkt abzufahren. Das morgendliche Hochzeitessen kann man kaum mehr abwarten, aber jedes lautgewordene Abschiedswort würde einen Sturm von seiten der Wirte abgeben. Der Ball geht immer fort, der Eßsaal ist voller denn je, da die Rotsamtenen sich nun auch entschlossen haben, und sich für die erste, vom Anstand gebotene Ziererei schadlos halten, indem sie schier unwahrscheinliche Massen in den Leib schieben, der Raum die Menge bietet. —

Nirgendwo aber ist auch nur ein einziger Angeheiter-

ter, geſchweige denn Betrunkener zu ſehen, weder unter den Städtern noch unter den Bauern. Das hätte die Auffaſſung eines Hochzeitsfeſtes aufs gröblichſte verletzt. Draußen auf dem Hof klirrt der Januarfroſt und die vorgefahrenen Pferde dampfen. Deſſen ungeachtet ſtaut ſich an allen Fenſtern eine ſchwarze Menge, Kopf an Kopf in gehobenſter Stimmung.

Wieder laufen Knechte mit Fackeln zwiſchen den Schlitten herum, der Schnee knirſcht unter den anziehenden Schlittenkufen und die Kälte beißt in die erhitzten Wangen.

Nun fort — — lange noch ſchimmert es hell vom Hochzeitshauſe her, lange noch hört man das Fiedeln und den Brummbaß — dann umfängt einen die bläuliche Weiße der Schneefelder. — — —

Ach — das nächſte große Familienereignis, zu dem, wie damals, von weit und breit alles angefahren kam, wiederum arm und reich, hoch und niedrig, fand abermals im kalten Januar ſtatt. Doch ſtatt Damaſt und Brokat, Muſik und Lohndienern, ſchlich die ſchluchzende, verſtörte Familie frierend durch die öden Räume des Hauſes. Alexei Grigorjewitſch, des Alten, ſchönes Geſicht war ſtill wie immer, doch es war eine Stille, die weinen machte. Etwas von der Ergebenheit „des Knechts ſeines Herrn". Matrjona ſah man nicht und das war eine Erleichterung, denn jeder hatte ſich davor gefürchtet. Die jungen Schwiegertöchter ſcheu und wie verirrt durch die Zimmer wandernd, der gute Gregor mit einem rührenden Hundeblick, ergreifend beherrſcht die durchſeelten Züge Kyrills.

Die liebliche Aksſjuſcha fehlte — — denn ſie war es, die im Sarge lag, von einer kurzen, tückiſchen Krankheit jäh dahingerafft, in ihres Lebens Maienglanz. Und mit ihr war die lichte, zärtliche Sonne dieſes Hauſes dahingegangen. Die treueſte Tochter, die rührigſte Arbeiterin, die zärtlichſte Schweſter, wandellos heiter und liebend, auch eine von denen, die nie das Ihre geſucht. Nun war ſie in der Dorfkirche aufgebahrt und es ſammelten ſich von Stunde zu Stunde, alle die gekommen waren, dieſer Lieblichſten das Geleit zu geben, den ſchweren Tag bitteren Leides mit dem Hauſe zu teilen, mit dem man ſein rauſchendſtes Feſt gefeiert.

So ſetzte ſich der Zug denn auch bald vom Trauerhauſe zur Dorfkirche in Bewegung, viele Schlitten, noch mehr Fußgänger, zuletzt ein Häuflein Armer aus dem Dorf. Sie weinten leiſe vor ſich hin, denn ſie mißten nun für immer die leichte Hand der jungen Toten, die ſich hinter des ſparſamen Vaters Rücken ſo oft für ſie geöffnet.

Es war eine beißende Kälte und das Trauergeleit ſah einer Schar nach Sibirien Verbannter gleich, in ihren vielgeſtaltigen Vermummungen von Pelzen, Tüchern, Filzſtiefeln und Rieſenmützen. Froſt und Schnee machte alle verſtummen, die Schlittenglocken waren abgeknöpft, nur die weiß bereiften Pferde puſteten und ſtampften. Und dann war man in der Kirche, vollgedrängt, Kopf an Kopf.

Es war das alte Bild, die alte Stimmung, der alte Gang der ruſſiſchen Totenfeier, die alten myſtiſch düſteren Gänge, Worte und Gebräuche. Das alte

krankhafte Aufschluchzen an bestimmten Stellen und das alte „Ewige Gedächtnis"-Singen.

Nur das Bild in der Mitte, um das sich die Allernächsten geschart, war in seiner Art einzig — denn man vergaß wohl einen Atemzug lang die slawische Luft vor diesem aufgebahrten Schneewittchen, „so weiß wie Schnee, so rot wie Blut, so schwarz wie Ebenholz" —, so lag sie in ihrer ganzen zwanzigjährigen Schöne, mit dem alten holden Lächeln um die völlig roten Lippen, weiß, in weißen Schleiern, und weißen Blumen.

Ihr zu Häupten Vater und Geschwister, stumm und blaß. Aber allein, ganz dicht neben dem schlafenden Angesicht stand die alte Matrjona Fetissowna, unkenntlich das liebe, strahlende Gesicht vom Weinen, Tag und Nacht — Tag und Nacht. Sie trug ihre einfache, schwarzwollene Bauernkleidung, ein schwarzwollenes Tüchlein um den Kopf geknüpft. Sie sah keinen, hörte keinen, achtete auf keinen; sie stand still gebückt über ihres Kindes letztes Bett, hatte mit einem Arm das Kopfkissen umfaßt und blickte unverwandt in das stille Mädchengesicht. In dieser Gebärde und in ihren Augen voll elementaren Mutterjammers lag etwas, das kein Wort wiedergibt. Tropfen auf Tropfen rannen leise über ihre Wangen, ab und zu streichelte sie die kalten Hände und nickte ihr leise zu.

So blieb sie bis zuletzt, als hätte sie nichts um sich gemerkt.

Dann kam der große Abschied. Einer nach dem anderen schritt die Stufe heran, alles weinte still. Aber als sich der Sarg, von den Armen der Brüder und

jungen Verwandten nun hob, brach auf einmal ein gelles Schreien los, mit krampfigem Schluchzen und schneidendem Wimmern „Aksſjuſcha — Ak — ſſju — ſcha — geh nicht fo—o—r—t — ver—laß mi—i—ich nicht, Aksſjuſcha!!“ Das war Alexandra Alexejewna, die wunderſchöne, einzige Schweſter und ſie ſchlug mit den Armen um ſich, den Kopf zurückgeworfen, wie eine Wahnſinnige. Die Brüder hielten ſie von beiden Seiten und ſo ſchreiend und tobend ſchritt ſie durch die ganze Kirche hinter dem Sarge her; erſt draußen in der Kälte erſtarb das Schreien in leiſem Gewimmer.

Ein Gemiſch von Hyſterie, tiefſtem Schmerz und obligatoriſchem Begräbnisanſtand. Für alle Fremden eine Szene, von der man ſich voll Ekel wandte. Aber die Muhmen und Baſen ringsum, auch die bisher trockenen Auges geſtanden, auch die Unbeteiligten wiſchten ſich die Tränen und leiſes Beifallsgemurmel, tiefes Mitleid mit der Armſten, die die einzige Schweſter „doch ſo geliebt“, rauſchte während des ganzen dramatiſchen Aktes durch das Trauergeleite.

In brutaler Eile, wegen der grimmigen Kälte, ging das ſtets troſtloſe Geſchäft des Einſchaufelns vor ſich, unerwartet ſchnell war alles im Trauerhauſe, wo unterdeſſen in drei Zimmern die langen Tafeln gedeckt waren.

Das übliche ruſſiſche Leichenmahl mit allen üblichen Sitten und Speiſen, nur — es ſtand keine einzige Flaſche ſtarken Getränks auf dem Tiſch, trotz Kälte und Müdigkeit der Gäſte. Die arme junge Aksſjuſcha ſelbſt hatte Vater und Brüder auf dem Sterbebett

darum gebeten — ſie wollte auf ihrem Leichenmahl keines der ſonſt üblichen widerlichen Gelage, ihr hatte davor gegrauſt. Das wurde heilig gehalten, unbekümmert um die kaum verhehlte ärgerliche Senſation, die das bei den erfrorenen reichen Dorfprotzen erregte. Das Eſſen anſtändig, aber ohne den ſonſtigen Prunk, und alle Frauen und Mädchen der ganzen großen Familie, auch die reichſten, nach altem Brauch in Bauernkleidern — ſchwarz, aber mit einfachen, unter dem Kinn geknüpften Wolltüchern, loſen Wolljacken und Schürzen.

Auch die ſchöne Schweſter ſaß mitten drunter wie eine wunderſchöne Nonne in dieſer ſchwarzen Umhüllung. Sie war jetzt ganz ruhig, ſo als ob nichts geſchehen wäre, aß, trank und unterhielt die Gäſte.

Sonſt aber war es ſtill und beklommen im Kreiſe, — immer ſah man nach der Tür, als müſſe nun endlich die Freundliche hereintreten mit einem beſetzten Teetablett und ihrem einladenden Lächeln.

Anſtatt deſſen erklang vom Korridor her — wo damals die Hochzeitsmuſikanten aufgeſpielt —, der uralte, leiſe, leiſe Abſchiedsgeſang vom „letzten Kuß und letzten Gruß", vom Kirchenchor geſungen und hinter einer Türecke ſtand die alte Matrjona, die nur bediente und gereicht hatte und weinte — weinte herzbrechend in ihre große ſchwarze Bauernſchürze.

Ihr kummerentſtelltes Geſicht und Alexei Grigorjewitſchs gehorſamer Schmerzensblick war das Letzte, was ſich uns einprägte, auf der Schwelle beim Abfahren.

VII

Aus altem Stamm

Sſergei Wladimirowitſchs Lebenslauf war der Lebenslauf vieler ruſſiſcher Großedelleute geweſen. Als Sohn reichen und vornehmen Hauſes, Neffen einer der vielgenannteſten Miniſter zur Welt gekommen —, als kleiner Gutsverwalter bei eigenen Standesgenoſſen, durch Reichtum und Fürſtengunſt heraufgekommenem Adel, endigend. Das war an ſich nichts Sonderliches. Aber ſeine Perſönlichkeit ſtand breit und allein da und deckte mit ihrem wuchtigen Schatten ſeine ſchwächlichen, degenerierten Schickſalsbrüder.

Es muß eingeſtanden werden, daß es niemals ganz erwieſen war, wen Sſergei Wladimirowitſch Kurawin zum Vater hatte. Denn Wladimir Sſergejewitſch, der ſelige Kurawin, war es nicht. Das hatte Madame Kurawina einmal freimütig bekannt, als ſie ihrer vertrauten Kammerfrau beim Morgentee behaglich an den Fingern herzählte, welche drei Sprößlinge vom „Sſuprug" (Gatte) herrührten und wen Sſerjoſha, Aljoſha, Naſtjenka und Tanjuſcha zu Vätern gehabt hätten. Denn ſie war ein fröhliches Weib geweſen, nicht ſchön, aber feurig und jede Monotonie mit heiterer Selbſtverſtändlichkeit verachtend. Sie machte damals auch noch keine Anſtalten, die alte abgefeimte, und vulgäre Vettel, die enragierte Karten- und Glücksſpielerin zu werden, die alle anekelte und von ihrem

Kreiſe gemieden wurde wie die Peſt. Freilich war auch ſchon nicht viel mehr los mit ihr, als Sſerjoſhas Laufbahn begann, der alte Kurawin tot, das Gut nach allen Winkeln hin verkauft und verſchuldet, die Koſtbarkeiten verſetzt und was das Schlimmſte war, die Liebhaber auseinandergeſtoben, was mittlerweile verſtändlich wurde, denn Madames alte Weine waren ex und mit ihnen ihre Reize, denn ſie ſelbſt hatte ſich ſo ganz doucement auf die Fettleibigkeit gelegt; ſie raffte alſo kurzerhand ihre letzten Groſchen zuſammen und begab ſich mit dreien ihrer Sprößlinge auf Reiſen, lebte bald hier eineinhalb Jahre, bald dort drei Monate —, ſtrandete dann plötzlich in der alten baltiſchen Univerſitätsſtadt Dorpat, deren unanfechtbare und altehrwürdige Profeſſorentypen ſie mit ihrer Perſönlichkeit dermaßen in Schrecken ſetzte, daß faſt der Kurator ſelbſt Einſprache gegen ihre Niederlaſſung daſelbſt legen mußte.

So ließ ſie denn Sſerjoſha, als den älteſten und hoffnungsvollſten ihrer ganzen, nach den allerverſchiedenſten Richtungen hin erblich belaſteten Schar, in Dorpat in der guten und gediegenen Schröderſchen Schule und zerſtob wie ein Meteor, den böſen Geruch der großen Babel hinter ſich laſſend . . .

Drei Jahre lang legte der arme kleine Sſerjoſha ein beſcheidenes Fundament zu ſeiner Bohemebildung. Dann ging er mit auf die Wanderſchaft. Luzern und Freiburg, Dresden und Budapeſt — überall ein Häppchen Schulluft ſchluckend, nach der ihm ohnehin — von

Gottes, Vaters und Mutters Gnaden, der Sinn nicht stand.

Mit 25 Jahren war er denn auch angetan, mit allen möglichen, unheimlich schnell zerstiebenden Fetzen von etwas Französisch, leidlich viel Deutsch und einem Zwergenmaß alles übrigen Wissens. Unter anderem auch von dem alten Sprüchlein, über das, was man lieben muß, um nicht ein Narr sein Leben lang zu bleiben . . . Da er dazu aber gar keine Lust hatte, hingegen sehr viel zum Gegenteil, so hatte er mit selbigen 25 Jahren eine ganze Hucke weniger romantischer, als saftiger Liebesabenteuer auf dem breiten Rücken, und eine männlich ausgepichte Kehle, der es, nach guter Russenart, von Anfang an, mehr auf die Quantität als auf die Sorte angekommen war.

Da ihm nun mit diesem allem, sowie mit seinem allmählich hoffnungslos leeren Beutel — wofür Madame mittlerweile endgültig gesorgt —, kaum etwas anderes übrig blieb, so fing er an, das zu bewirtschaften, was von seinem elterlichen Gut übrig geblieben war.

Es läßt sich denken, daß dabei nicht allzu viel herauskam. Geld war, wie gesagt, kein roter Heller mehr da; Sserjosha mußte von der Pike auf arbeiten — denn gelernt hatte er ja auch von der Landwirtschaft nichts —, zugleich Gutsherr, Verwalter und Aufseher sein. Vor allem aber saß Madame ihm Tag und Nacht auf der Nase, sein halbes strotzendes Leben hätte er gegeben, sie wieder auf reisende Füße zu kriegen, aber — „nje na tschto“ (wie man so einfach im Russischen sagt („wovon?“). Im Gegenteil — Ma-

maſcha war vor lauter Fett ſeßhaft geworden, rauchte, trank Kognak und ſchimpfte auf die heutige jeunesse dorée, wozu ſie ja einigen Grund haben mochte . . .

Alſo ging es, mehr ſchlecht und recht, ſeinen Trott, als Sſerjoſha zum erſtenmal die junge, zwanzigjährige Küchenmagd Pelageja erblickte. Sie war wirklich ein Bild, blond, mit polniſchem Einſchlag, ganz feinem Näschen und intenſiv blauen Augen von ſeltſam metalliſchem, faſt hartem Glanz und auch Sſerjoſha war damals ganz und gar annehmbar, war es immer, ſo weit ſeine erſtaunliche phyſiſche Männlichkeit in Betracht kam. Ein Hüne an Geſtalt und Wuchs, Schultern wie ein Bojar, auch das Geſicht eines ſolchen, derb, aber großzügig. Um den ſinnlich ſtrotzenden Mund, die großen Hundeaugen, eine unwiderſtehliche Gutherzigkeit und Kindlichkeit.

Nun alſo, und ſo kam es denn, wie es immer kommt, die zwei verliebten ſich ineinander und Sſerjoſha, nun längſt Sſergei Wladimirowitſch geworden, ſtand zu ſeiner Liebſten eine Reihe von Jahren, was ihm um ſo leichter fiel, als auf dem Gute ſonſt nicht viel Auswahl, Pelageja aber ein ſaftiges Früchtchen war, und der Kinderſegen ihr durch eine Naturfügung verſagt, alſo auch von der Seite keine Hinderniſſe drohten.

Madame drückte ein Auge zu, was anderes hätte ſie auch nicht tun können! Und ſo wäre es wohl noch einige Jahre ſo fort gegangen, wenn Sſergei Wladimirowitſch nicht eines Tages mit großer, ſeinem gutmütigen Weſen ſonſt fremder Entſchiedenheit erklärt hätte, daß er Pelageja heiraten wolle. Nun auf ein-

mal brachen aristokratische Prätensionen bei Madame hervor. Sie spie Feuer und Schwefel, hatte sofort tausend Skandalhistörchen über Pelagejas Vergangenheit in Bereitschaft, — aber unser Sergei Wladimirowitsch blieb uneinnehmbar. Wieviel die zähe, berechnende Pelageja, ein feines Katzenblut, dabei Verdienst hatte, kam nie heraus — genug, innerhalb weniger Wochen war sie Sergei Wladimirowitschs Gattin. Blieb es bis zu ihrem beiderseitigen Tode, jedoch ohne ihn je mit einem kleinen Sergejewitsch beschenkt zu haben.

Wohl verstanden, Pelageja war eine waschechte Bäuerin, konnte allmählich etwas lesen, doch bis zuletzt kein Wort schreiben. Doch war sie hübsch, schlau und biegsam und liebte ihren riesigen guten Sergei auf ihre Art. Untreue hat *ihr* nie ein Mensch nachsagen können. Um so mehr — Gott sei's geklagt — ihm! Er hat das Mausen nun einmal zeitlebens nie lassen können; was hatte er denn auch für Erziehung und Beispiel gehabt, die ganze Kindheit und Jugend hindurch!

Immerhin aber ehrte er seine Paschenka (Pelageja hatte bei der Trauung den Namen Praskowja erhalten) als sein eherechtliches Weib, dem als solchem seine ganze Umgebung Ehrerbietung zu erweisen hatte und auf das er selbst in manchen kritischen Lagen scharf hinhörte, denn töricht war Praskowjas Rat selten, wenn auch nicht immer aus edelstem Born geschöpft.

Nun fing aber mittlerweile Madame an, dem jungen Paar das Leben zur Hölle zu machen. Sie haßte und verachtete den unebenbürtigen Eindringling, wie

nur die Frauen, die in eigener Blütezeit nie Mein und Dein gekannt, später jeden Übergriff hassen und da sie, wie ebenfalls die meisten ihres Schlages, auf ihre alten Tage boshaft und intrigant geworden, setzte sie denn auch hier in aller Eile ein Stückchen in Szene, das, zu riskiert, der den Hals brach, die es erdacht, anstatt der, auf die es gemünzt war. Eines schönen Morgens verklagte sie ihre junge Schwiegertochter bei ihrem Sohn. Praskowja hätte, unter ihren Sachen verborgen, alte polnische Papiere staatsgefährlichen Inhalts, noch von einem einstigen Liebsten ihrer polnischen Mutter herrührend. Sie ließ dabei lauernd offen, daß ja bei einer Polin nichts unmöglich sei, was der Sache ihres Blutes und Landes diene.

Die einzige Folge dieser ziemlich ungeschickten Denunziation war ein erschreckender Berserkeranfall des gutmütigen Sergei. Seine gewaltige Stimme scholl durch das Haus, wie vulkanische Schläge — innerhalb vierundzwanzig Stunden hatte Madame Kurawina das Haus zu verlassen, das sie mit ihren Verleumdungen für immer befleckt hatte.

Am nächsten Tage war die Luft rein. Zwar ist es in späteren Jahren ab und zu zu Versöhnungen zwischen Mutter und Sohn gekommen, immer wieder zunichte werdend durch neue Schandtaten der alten, immer tiefer sinkenden Messalina; aber in sein Haus, wo immerhin dieses fürderhin auch stehen mochte, ließ er sie nicht mehr, sie war ihm zu kompromittierend geworden und Sergei Wladimirowitschs Schild war zwar von etwas barbarischem Zuschnitt, aber blank geputzt.

Bald nach dieſem Familienſkandal begann das Wanderleben für das Ehepaar. Die Mutter bekam das ſogenannte „Gut", wo ſie ungeſtört hauſen konnte. Sſergei Wladimirowitſch aber wurde Verwalter auf fremden Gütern.

Anfänglich hielt es ihn nicht lange auf fremder Stelle, ſein altes Herrenblut brannte, Diener der eigenen Standesgenoſſen zu ſein und ſein ziemlich kärgliches Brot als Angeſtellter zu eſſen, auch haperte es mit Praſkowjas Stellung bei den adligen Herrſchaften. Am leidlichſten ging es damit noch in einem Hauſe, wo die gleichmachende Luft des großen Greiſes von Jaſnaja Poljana (Leo Tolſtoi) wehte und wo Sſergei Wladimirowitſch drei Jahre „im Schatten des Titanen" arbeiten konnte. Doch wehte die Luft auch leichter, ſo war das Brot eben nur eine Rinde, und wiederum hieß es, ſein Bündel ſchnüren. Wer bezahlte denn auch einen ungebildeten Verwalter ohne jegliche Kenntniſſe? . . .

Da warf ihm das Schickſal etwas in den Weg, das bei näherem Zuſehen erträglich anmutete. Ein reiches und glänzendes Adelshaus, deſſen Voreltern mit denen Sſergei Wladimirowitſchs Freundſchaft gehalten, war auf ſeinen Namen aufmerkſam geworden, hatte ſich erkundigt und berief ihn zu ſeiner Vorſtellung. Dieſe hatte Erfolg. Es war nicht unglaubhaft, daß man ſein Herz an Sſergei Wladimirowitſch verlor. Das vornehme, ſtreng nach der alten Schule groß gewordene Oberhaupt des alten Hauſes verlor das ſeine halbwegs an dieſen Bären, ſein älteſter und begabteſter Sohn,

der Majoratserbe, völlig. War es die ganze mächtige Gestalt mit dem Kinderblick, das joviale und treuherzige Lächeln, war es die einzigartige Stimme, ein Baßbariton, der bei jedem Wort zitternde Schwingungen von Kraft und samtener Wärme loslöste, war es noch mehr seine Bescheidenheit, die bei der mächtigen Erscheinung, dem alten Blut, etwas Rührendes und Trauriges hatte —, genug, seine Sache war schnell abgeschlossen. Er bekam die Stellung auf dem ersten Familienmajorat, Gehalt und Lebensbedingungen waren so gut, als er sie bei seinem Bildungsgrad erwarten konnte; nur eines, das aber eisern: seine Verwandten mußten ihm fern bleiben, seine Mutter ihren Fuß nie nach O. setzen —, der wenig feine Geruch dieser Dame war in den Hofkreisen allmählich peinlich geworden.

Nun schien dieser ewig Schiffbrüchige wirklich in einer Art von Hafen gelandet und er blühte auf seine Weise auf. Das fürstliche Haus, dem er diente, lebte zwar nur die Sommermonate in O., doch selbst für die kurze Hofsaison des Gutslebens wurde Ssergei Wladimirowitsch im Fluge der Liebling im Herrenhause. Die selbst in diesem Fall unleugbare und stille Freimaurerei des Blutes dämpfte den gewohnten Leibeigenschaftston zu zwangloſem Herablassen und Ssergei Wladimirowitsch, in der ganzen Ursprünglichkeit seines Wesens, verletzte doch den Takt seiner Stellung nie, wozu ihn die ungezwungene Freimütigkeit des in gleicher Luft Aufgewachsenen glücklich half. — Auch die Bauern — mehr in Sympathie als in Furcht — standen zu

ihm; er war ein donnernder und schnell vergebender Herr; dabei hielten sie instinktiv mehr zum Praktiker, der Heu und Hafer bei Tau und Tag selbst einfuhr und die jungen Pferde persönlich einritt als zu den gelehrten „Westlern", die Stroh nicht von Häcksel unterschieden.

Früh morgens um 8 Uhr dröhnte seine Stimme durch das ganze Tal, jeder Langschläfer fuhr aus den Betten, wenn er „Ilja podawai!" („Ilja vorfahren!") mit nachschütterndem warmen Echo rief. Ilja war der erste Kutscher und Sergei Wladimirowitschs großer Freund. „Ich und mein Ilja sind noch die einzigen, die was von Pferden verstehen," liebte er mit Röcknitz zu sagen. Röcknitz war eine große Lieblingsfigur. Er hatte Sudermann gelesen, was er stets, nicht ohne bescheidenen Stolz, anzubringen liebte und da er des Glaubens war, dieser sei der erste Dichter des neuen Deutschland, meinte er, die Höhen der deutschen Literatur immerhin zu kennen. Alles in seiner ehrlichen Bescheidenheit und ohne Prahlerei.

Nie vergaß man ihn, wie er am Klavier stand, von irgend jemand begleitet, wo er so gern „Als mein Ahnerl zwanzig Jahr" aus dem lieblichen „Vogelhändler" sang. Das und „wnis po matuschkje po Wolgje" (das berühmte russische Wolgalied) und die „Grenadiere" waren seine Lieblingslieder, und obwohl er wundervoll unmusikalisch war, sang er sie doch mit dem hochgehobenen Kopf eines schreienden Edelhirsches und seiner samtnen Orgelstimme, die weit durch alle Räume des Hauses hallte; unrhythmisch und mit einem wunderlichen Taktbegriff, aber so schön, daß wir atemlos da-

ſaßen, um nur keinen Laut der herrlichen Töne zu verlieren.

So lebte er ſeine Tage dahin. „Jagen, junge Raſſepferde einfahren", „'s Ahnerl" ſingen und hin und wieder einen guten Trunk nicht verſchmähend; doch war Sſergei Wladimirowitſch kein Trinker. Täglich aß er ſeine eigene Wirtſchaft von neuem kapp und kahl und erzählte ſelbſt gern, wie er einmal nach einer anſtrengenden Wolfsjagd einen ganzen Schinken, friſch aus dem Rauch gekommen, in ſich hinein geſäbelt habe.

Aber das Mauſen als Don Juan konnte er nicht laſſen, bald hier, bald in der Stadt, und wenn es herauskam — und es kam allemal heraus, denn ein Leisetreter war dieſer Siebenfußhohe nun einmal nicht —, dann war es ſchrecklich. Praſkowja bekam Krämpfe, ſprach von Trennung, verfluchte ihre adelige Heirat und der Sünder — ſtand dabei, blaurot vor Kummer, Scham und Hilfloſigkeit; er bat immer nur tauſendmal um Verzeihung und verwünſchte ſein Blut — leugnen tat er nie. Dies Thema hätte ſich mit der Zeit wohl immer mehr zugeſpitzt, als das Schickſal ſich eine Wendung für dieſes Ehepaar erdachte.

Praſkowja erkrankte ſchwer und allmählich entwickelte ſich ein unheilbares Leiden und Siechtum bei der noch jungen und ſehr hübſchen Frau. Eine Art Nervenlähmung, die ſie völlig an den Rollſtuhl bannte, ſie ohne ſtündliche Hilfe nicht mehr auskommen ließ und langſam zum Krüppel machte. Bald ſchwoll ihr Körper unförmlich an, ihr Nervenſyſtem wurde eine Hölle für ſie und ihre Umgebung, und die Armſte erkannte

bald, daß ſie mit dieſem Siechtum zu rechnen hatte, bis ſie in das Land ohne Siechtum und Nerven ging. Zwar geſchah alles für ſie, fortwährende Unterſtützung von ſeiten der fürſtlichen Famile, vermöge welcher ſie in die verſchiedenſten Bäder und Kurorte konnte, Konſultationen aller erreichbaren Berühmtheiten, Kuren und Behandlungen bald bei Wiſſenden, bald bei Kräuterweibern und alten Mönchen — letztere mit Vorliebe —, nichts half, nichts beſſerte, nichts veränderte ihr Leiden.

Sie trug es mit der Ergebenheit des Slawen, die aus ſo viel Apathie und Fatalismus beſteht. Er war wie ein Engel zu ihr und wie ein Kind. Er tat alles für und um Paſchenka — nur das Kapitel Untreue hielt er nun für etwas völlig Erlaubtes und ſie ſah durch die Finger. Um dieſelben, immer noch kleinen und weißen Fingerchen, wickelte ſie ihn täglich dreimal . . .

Man liebte und bedauerte beide, ſo war denn auch ihr Leben trotz allen Unglücks kaum ärger geworden als bisher. Mittlerweile waren ſie ſieben Jahre hier geweſen, als der Sommer kam, der allem ein Ende machte.

An einem herrlichen Julitage war eine Jungwildjagd angeſagt. Den nächſten Tag war Seiner Durchlaucht höchſtſelbiger Namenstag, und Sſergei Wladimirowitſch, der an dem alten Leibeigenſchaftsfürſten hing wie an Schatten verſchwundenen Glanzes, wollte das Wild zu Tafel ſelbſt liefern. So heimlich wie möglich wurde der Aufbruch betrieben — er ſelbſt, der Förſter, ſonſt nur noch die nötigen Waldhüter. Aber im letzten Moment nahm er doch noch den mit, dem dieſer Tag das Schlimmſte zugedacht, was ſo ein Ge-

ſell von Tag und Morgenfrühe für ein Menſchenkind in Bereitſchaft halten kann.

Es war ein fünfzehnjähriger Neffe, für die Sommerferien bei Onkel Sſerjoſha zu Gaſt; ein ziemlicher Tunichtgut, na — er wollte hier nichts Böſes und als er ſo unaufhörlich flehte und flehte, dies einzigſte Mal mitgenommen zu werden, er mache ja nicht einmal Anſpruch auf ein eigenes Gewehr, da ließ der Onkel ihn, halb unwillig, auf den Wagen klettern, und fort ging es, mit dem glückſeligen Jungen auf dem Kutſchbock.

Ich will kurz ſein. Die Jagd ſtand auf ihrer Höhe als ſich alles zum Frühſtück auf den Raſen vor der Jagdhütte ſetzte; Kolja, der Junge, blieb an der Tür bei den Gewehren. Er beſah das eine, beäugte neidiſch das zweite, und ſtrich eben an des Onkels eingelegtem Prachtſtück herum, da wandte dieſer den Kopf: „Kolja, laß die Gewehre! Sie ſind geladen und“ krach — krach — ging der alte Kamerad von hundert Jagden los, die Kugel bohrte ſich in den Rücken und wie ein mächtiger Elch lag der Angeſchoſſene da —, ein gellender Schrei aus Knabenbruſt. — —

Was nun kam, war eine Minute und eine Ewigkeit. Alles fuhr — ritt — flog — ſtürzte nach Hilfe, es kamen alle Fürſten, Vater und Söhne auf Autos und Pferden — es kamen die Prieſter und ihr Gefolge — es kam Ilja — der Hauptkutſcher — totenblaß und verſtört — es kam endlich — endlich — der abweſend geweſene Arzt mit ſeinem Perſonal.

Wie ſie ihn in die beſte Equipage hoben, dieſen Rieſenkoloß —, wie ſie ihn dort eine kleine Friſt, denn man

wußte nicht, ob er noch lebend bis nach Hauſe käme — mit dem vor Schreck ſprachloſen alten Popen und den Sakramenten allein ließen —, wie der ganze Zug ſich dann in Bewegung ſetzte —, unter Stöhnen und Wimmern, dem qualgepreßten leiſen Wimmern unter den furchtbaren Stößen auf Waldwurzeln und Feldwegen — dann plötzlich zum Arzt: „Nun, Doktor, — ich weiß — das Lied iſt aus“ —, ſeine alte Lieblingsſtelle aus den Grenadieren —. Der Arzt wandte ſich und drückte ſtumm die rieſige Hand, er wußte, daß das Lied aus war — —. Dann zum jungen Fürſten: „Fürſt Michael, achten Sie bitte auf den Jungen, er iſt fort — ich ſehe ihn nicht — weiß Gott, er tut ſich ein Leid an . . .“

„Ah — ſind — wir — noch immer nicht da — — es tut weh — weh — — hat jemand vorausgeſchickt — es Paſchenka zu ſagen —?“

„Ja, Sſergei Wladimirowitſch, alles iſt geſchehen, nur nicht ſich ſorgen, die Fürſtin ſelbſt iſt bei ihr.“

Endlos, endlos die Qual dieſer ſtummen letzten Reiſe. Endlich Gutswege, glatte Chauſſee. Da hob der Verwundete ſich etwas, winkte mit der Hand und rief mit einem Schatten der alten Stimme: „So — jetzt noch einmal drauf los! Ich will noch einmal im Leben wie früher in das Gut einfahren!“ Und man willfahrte ihm. Ilja hielt die Leinen in den zitternden Händen.

Erſt in der Nacht kam der Tod, ihn zu holen und erſchrak über die ſtrotzende Kraft dieſes ſaftigen Erdenſohnes, den er in ſeinen bleichen Knochenarmen davontragen ſollte.

Nebenbei lag die unglückliche Frau in einem totenähnlichen Zustande, aus einer Ohnmacht in die andere fallend. Er sah es wohl, doch seine Seele war schon frei von Menschen- und Sündennot. Er hatte es kurz, wie ein reuiger Schulknabe mit seinem Herrgott abgemacht, vor dem er sich nie versteckt.

Manches ehrliche Wort noch kam mit erlösender Stimme. Alle, die bleich und erschüttert um ihn standen, sah er. Er hielt die Hand seines alten schwergetroffenen Fürsten und streichelte den auf der Diele vor ihm kauernden, halb irren Knaben, der ihm den Todesschuß gegeben. Er murmelte noch: „Paschenka, wie habe ich dir das Leben schwer gemacht . . .“; und als er von der Tür her ein bescheidenes, unterdrücktes Schluchzen zu hören glaubte, wandte er mühsam den Kopf und sah Ilja. Da winkte er ihm und Ilja kniete neben ihm und weinte in seines Herrn alten Jagdrock hinein. Noch ein Lächeln —. „Ja Ilja, wirklich — wir zwei —.“

Dann auf einmal lösten sich alle Muskeln, etwas Unaussprechliches, was noch keiner je auf Sergei Wladimirowitschs Zügen gesehen, ließ sein ganzes Gesicht erstrahlen und plötzlich, wie von übermenschlicher Kraft gehoben, stand er aufrecht da, hoch aufgerichtet, in seiner ganzen alten Wucht, beide mächtige Arme hoch erhoben, und nicht wie ein Todesröcheln, sondern wie ein Jauchzen kam es: „Da sind sie — da sind sie — sie — tragen — mich ins — Paradies!“ —

Und das war der Tod.

Ende.

Inhalt

Seite

Aus dem Kinderlande

I Unsere Strandsommer 7
II Das Kinderkaleidoskop. 29
III Unsere Weihnachten 49

Seltsame Häuser

I Großmamas Untengarten 73
II Das Zauberhaus 86
III Offene Türen 97

Am Samovar (Russische Landbilder)

I Das alte Lied 111
II Die Dorfcirce 126
III Neismennoje 142
IV Alexandra Nilowna 163
V Die Feldscherin 185
VI Barljajews 200
VII Aus altem Stamm 225

Die Baltenbücher

des Verlags Eugen Salzer in Heilbronn

Monika Hunnius

Baltische Häuser und Gestalten 1.—5. Tauf., Brosch. M 3.—, geb. M 4.60

Mein Onkel Hermann. Erinnerungen an Alt-Estland. (10.—14. Tauf.) Mit Geleitwort von Hermann Hesse, 4. Aufl. Brosch. M 1.60, geb. M 2.80

Menschen, die ich erlebte. 9.—12. Tauf. Brosch. M 1.80, geb. M 3.20

Mein Weg zur Kunst. Mit dem Bildnis der Verfasserin. 4. Aufl. (11—15. Tauf.) Brosch. M 4.40, Halbldr. geb. M 6.20, Ldr. geb. M 6.60

Meine Weihnachten. 6.—10. Tauf. Kart. M —.80

Bilder aus der Zeit der Bolschewikenherrschaft in Riga vom 3. Januar bis 22. Mai 1919. 13.—15. Tauf. M —.30

Monika Hunnius hat sich durch ihre von tiefem Heimatgefühl und feingeistigem Künstlertum erfüllten Erinnerungen aus Alt-Estland und Alt-Livland längst viele Freunde gewonnen. Sie, die altlivländische Pfarrerstochter, hat das Beste aus dieser Umwelt ihrer Jugend mit ins Leben hinübergenommen. Ihr ist die schöne Gabe zuteil geworden, andern mitzuteilen, was sie bewegt hat. So sind jene anmutigen und gemütstiefen Skizzen und Bilder entstanden, über denen wie vom Strahl der Lebenssonne vergoldet, das Wort „unzerstörbar" steht.

Alexander Eggers

Baltische Lebenserinnerungen. Brosch. M 5.—, Halbldr. geb. M 7.—, Ldr. geb. 7.60

Deutsche Tageszeitung (Berlin): „Dieses Sammelwerk kann man als das „Hohelied" der Baltentreue bezeichnen; ein Bekenntnis stellt es dar von unerschütterlicher Vaterlandsliebe und tief eingewurzeltem Pflichtbewußtsein."

R. Kaulitz-Niedeck

Das Dichtergrab im Ösel. Ein Buch für Freunde und Verehrer von Walter Flex. Mit einem Feldpostbrief von Walter Flex. Kart. M 1.—

Bonner Zeitung: „Ein früh vollendeter Th. Körner mit Leier und Schwert im Weltkrieg. Sein Leben, seine herrlichen Schriften, voll reiner Gesinnung und vaterländischer Begeisterung, seine Heldenlaufbahn, sein Tod, ziehen, von liebevoller Hand verständnisvoll beschrieben, vorüber. Ein prächtiger, noch nicht veröffentlichter Feldpostbrief eröffnet die Schrift."